



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 11 November 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. November 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Am Ende des DGB-Kongresses in Hannover / Otto Brenner und Georg Leber reichen sich die Hand
Foto: Joachim Giesel



Samstagsarbeit der Jugendlichen

Das Bundesarbeitsgericht hat am Freitag, dem 12. Oktober 1962, entgegen landesarbeitsgerichtlichen Urteilen entschieden, daß Jugendliche über 16 Jahre auch dann samstags beschäftigt werden dürfen, wenn erwachsene Arbeitnehmer an diesen Tagen nicht arbeiten. Lediglich in den Fällen, in denen die übliche Arbeitszeit der Erwachsenen auf weniger als 44 Stunden festgesetzt ist, soll diese Verkürzung auch den Jugendlichen zugute kommen.

Wir müssen hierzu feststellen, daß diese Entscheidung dem Sinn des Jugendarbeitsschutzgesetzes und dem Willen des Gesetzgebers widerspricht.

Auf Grund des Urteils ergibt sich nunmehr die bereits vor Inkrafttreten des Jugendarbeitsschutzgesetzes vorhandene groteske Situation, daß in sehr vielen Betrieben für die Erwachsenen die 5-Tage-Woche gilt, die eines besonderen Schutzes bedürftigen Jugendlichen jedoch samstags beschäftigt werden können. Gerade dieser offensichtliche Mißstand sollte durch § 10, Absatz 4, beseitigt werden. Dies geht eindeutig aus den Beratungen des Gesetzes hervor. Die Erklärung des Abgeordneten Arndt als Berichterstatter des Vermittlungsausschusses vor dem Bun-

desrat am 1. 7. 1960 läßt es u.a. deutlich erkennen.

Noch am 16. 3. 1962 erklärte der für die Abfassung des Gesetzestextes zuständige Bundestagsausschuß für Arbeit, daß die Arbeitszeit der Jugendlichen in keinem Falle länger sein dürfe als die regelmäßige Arbeitszeit der erwachsenen Arbeitnehmer. Demnach sollte die 5-Tage-Woche auch den Jugendlichen zugute kommen.

Auch Professor Dr. Wilhelm Herschel gelangt in seinem im Juni 1962 veröffentlichten Gutachten zu § 10, Absatz 4, nach genauester wissenschaftlicher Prüfung zu der gleichen Auffassung.

Nachdem das Bundesgericht in völliger Verkenntung des gesetzgeberischen Willens entschieden hat, bat der Bundesvorstand des DGB die Fraktionen des Bundestages sowie den Bundesrat, durch eine entsprechende Neufassung des § 10 JArbSchG den Willen des Gesetzgebers durchzusetzen.

Wir bitten, die Betriebsräte anzuhalten, darum bemüht zu sein, daß trotz der negativen Entscheidung des Bundesarbeitsgerichts die bisherigen Regelungen in den Betrieben mit 5-Tage-Woche beibehalten werden. Dies dürfte auch sehr oft im betrieblichen Interesse liegen.

DGB zur Regierungserklärung

Der Deutsche Gewerkschaftsbund vermißt in der Regierungserklärung des Bundeskanzlers ein wohlabgewogenes und organisch ausgeglichenes Stabilisierungsprogramm, das man nach den Debatten der vergangenen Monate hätte erwarten können. Vor allem fällt auf, daß von der Mitwirkung eines wirklich unabhängigen Gutachtergremiums, wie es der Deutsche Gewerkschaftsbund immer wieder gefordert hat, nicht die Rede ist. Statt dessen soll ein Wirtschaftsbericht vorgelegt werden, aus dem die Bundesregierung Leitlinien für das Verhalten derjenigen ableiten will, die Ansprüche an das Sozialprodukt stellen. Nach bisherigen Erfahrungen ist zu befürchten, daß sich daraus eine eindeutige Tendenz gegen die Arbeitnehmer ergibt.

Der DGB begrüßt, daß der Bundeskanzler auf die Notwendigkeit der Stabilität der Preise hingewiesen hat. Leider wurde aber versäumt, mitzuteilen, mit welchen konkreten Mitteln die Unternehmer dazu veranlaßt werden sollen, nun wirklich keine weiteren Preiserhöhungen vorzunehmen. Zur geplanten Errichtung einer Körperschaft für neutrale Warentests muß festgestellt werden, daß solche Vorschläge

schon vor Jahren vorgelegen haben, ohne Gegenliebe bei der Bundesregierung zu finden. Der DGB erwartet, daß über allgemeine Rendensarten hinaus nunmehr in kürzester Frist konkrete Einzelheiten über die geplanten Maßnahmen auf dem Gebiet der Verbraucherpolitik mitgeteilt werden.

Die Forderung des Bundeskanzlers, auf eine weitere Arbeitszeitverkürzung zu verzichten, muß von den Gewerkschaften als unberechtigt zurückgewiesen werden. Sie steht außerdem im Widerspruch zu der Feststellung Dr. Adenauers, daß die Arbeitskraft der wertvollste Besitz des deutschen Volkes ist.

Als Vertreter der deutschen Arbeitnehmer sind die Gewerkschaften verpflichtet, alles zu tun, damit dieser wertvollste Besitz erhalten bleibt und nicht weiterhin Raubbau mit der Gesundheit der Arbeitskraft der Angestellten, Arbeiter und Beamten getrieben wird, wie dies in der Vergangenheit üblich war. Es steht außerdem fest, daß die bisherige Verkürzung der Arbeitszeit die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft nicht beeinträchtigte, sondern zu einem weiteren Produktivitätsfortschritt beigetragen hat.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Holzschnitt von Frans Masereel

Brief an Chruschtschow

27. September 1962

Werter Herr Vorsitzender des Ministerrates der UdSSR!

Am 17. August 1962 versuchte der junge Bauarbeiter Peter Fechter in Berlin über die Mauer zu klettern, die die Stadt in zwei Teile teilt. Er wurde dabei von Volkspolizisten angeschossen, blieb schwer verletzt liegen und rief eine Stunde lang um Hilfe. Die Volkspolizisten standen in der Nähe, aber niemand half ihm. Man gewährte ihm nicht einmal die Hilfe, die selbst in den Grauen eines Krieges einem verletzten Feind noch gewährt wird.

Sie selber, Herr Ministerpräsident, haben in den vergangenen Jahren bei zahlreichen Gelegenheiten die Unmenschlichkeit angeprangert und öffentlich verurteilt. Wir stimmen Ihnen in der Ablehnung menschlicher Grausamkeiten in vollem Umfange zu, selbstverständlich auch dann, wenn es sich um Untaten handelt, die im Kriege von Deutschen begangen worden sind.

Peter Fechter war Bauarbeiter. Wir hatten nie Kontakt mit ihm, denn er wohnte in Ostberlin. Aber er war ein Berufskollege von uns, und wir fühlen uns deshalb als junge deutsche Bauarbeiter berufen, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Selbst wenn es nach gültigen Gesetzen in Ostberlin verboten sein sollte, über diese Mauer zu klettern, so ist es nach unserer Auffassung noch kein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft werden darf, wenn ein junger Mensch diese Mauer überklettert, um Familienangehörige und Freunde aufzusuchen. Wenn solche Schüsse durch Gesetz oder Befehle erlaubt sein sollten, dann sind eben diese Gesetze und diese Befehle unmenschlich. Diese Grausamkeit geschah an einem Ort, für den Sie, Herr Ministerpräsident, Verantwortung tragen.

Wir bitten Sie, Herr Ministerpräsident, sorgen Sie dafür, daß die Schießbefehle in Ostberlin zurückgenommen werden, damit die Unmenschlichkeit und die Grausamkeit aufhören. Sorgen Sie dafür, daß die Mauer, die Deutsche von Deutschen trennt, niedergerissen wird, und geben Sie endlich dem deutschen Volk das Recht auf Selbstbestimmung!

Jugendausschuß der IG Bau - Steine - Erden

Sie brauchen unsere Hilfe

Wer heute Spanien sagt, träumt von einem tiefblauen Himmel über idyllischen Fischerdörfern an der Costa Brava, denkt an Palmen und Stierkämpfe und spanische Volks Tänze, zu denen Kastagnetten den Rhythmus klappern. Aber auch dies ist Spanien:

- ein Land ohne Meinungsfreiheit und ohne Pressefreiheit, ohne Niederlassungsfreiheit, ohne Koalitionsfreiheit und ohne Glaubensfreiheit;
- ein Land mit Nationalsyndikaten im Stile von Hitlers Deutscher Arbeitsfront statt freier Gewerkschaften;
- ein Land, in dem eine totalitäre Regierung herrscht, die den Streik verbietet und denjenigen, der dazu aufruft, schwer bestraft;
- ein Land, in dem es weit über tausend politische Häftlinge gibt, von denen die meisten ohne ordentliches Gerichtsverfahren ins Gefängnis gesteckt wurden;
- ein Land, in dem erklärte Gegner des Regimes häufig nur die Wahl haben zwischen dem freiwilligen Exil oder der politischen Verbannung.

Doch wer weiß das heute schon!

Wer, wenn er heute Spanien sagt, denkt schon daran, daß mit dem Ende des spanischen Bürgerkrieges fast eine halbe Million Menschen mit spärlicher Habe ihr Land verlassen mußten. Bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten haben sie das Schicksal unserer Tage erdulden müssen: Sie haben Gut und Heimat der Freiheit geopfert.

Noch heute leben in Südfrankreich weit mehr als hunderttausend politische Flüchtlinge – demokratisch gesinnte Spanier, denen es verweigert ist, in ihrer Heimat in Freiheit zu leben.

Tausende von ihnen aber sind alt, krank, gebrechlich. Nicht mehr imstande, das Wenige zu verdienen, was sie zum Leben brauchen. Ihr Leben in Freiheit ist bedroht von nackter Not. Es fehlt ihnen an den notwendigsten Dingen: an Kleidung und an Feuerung für den Winter, an Möbeln und ein paar warmen Decken. An einem Rollstuhl für die im Alter Gelähmten. Es fehlt an allem. Buchstäblich an allem.

Das Deutsche Komitee zur Hilfe für demokratische spanische Flüchtlinge e.V. hat es sich zur Aufgabe gestellt, diesen Menschen zu helfen. Das Deutsche Komitee, deren Ehrenpräsident der bekannte spanische Cellist Pablo

Casals ist, arbeitet eng mit den entsprechenden Organisationen in den anderen Ländern der freien Welt zusammen. Allerdings kann auf die Mithilfe aller Menschen, die bereit sind zu helfen, nicht verzichtet werden. Man kann auf dreierlei Art und Weise helfen:

Geldspenden

Wenn das Einkommen keine große Geldspende erlaubt, scheuen Sie sich bitte nicht, einen kleineren Betrag zu überweisen. Wo Armut herrscht wie hier, kommt es auf jede Mark, auf jeden Pfennig an! Unsere Konten: Bank für Gemeinwirtschaft in Hamburg, Konto 61 556, Deutsche Bank in Hamburg, Konto 2/01 467, Postscheckkonto Hamburg 175 08.

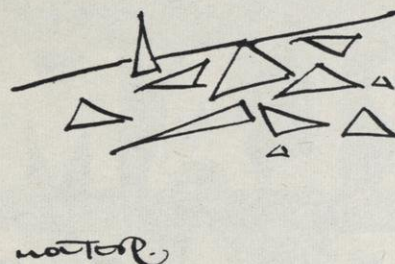
Die Anschrift: Deutsches Komitee zur Hilfe für demokratische spanische Flüchtlinge e.V., 2000 Hamburg 6, Moorkamp 5, Telefon 40 4273.

Patenschaft

Schon für monatlich 20 Mark können Sie die Patenschaft für einen spanischen Flüchtling übernehmen. Bitte schreiben Sie uns. Wir teilen Ihnen gern die Anschrift mit. Sie können dann unmittelbar mit Ihrem Paten in Verbindung treten. Wir übernehmen aber auch die Patenschaft stellvertretend für Sie, wenn es Ihnen anders zu umständlich ist. In diesem Fall müßten Sie uns den entsprechenden Betrag für ein Jahr oder mindestens für ein halbes Jahr überweisen. Teilpatenschaften für monatlich 5 oder 10 Mark bei Überweisung an uns sind möglich, da wir mehrere Teilpatenschaften zu einer vollen Patenschaft zusammenfügen.

Sachspenden

Kleidung, vor allem für Männer, wird dringend benötigt. Schicken Sie aber bitte Kleiderspenden nicht zu uns, sondern unmittelbar an: Mme. A. M. Berta, Spanish Refugee Aid, Toulouse, 13 Rue de Thionville, Frankreich. Weil das Porto sehr hoch ist, lohnt es sich nur, sehr gut erhaltene Kleidung zu schicken. Mit dem Vermerk: „Keine Handelsware, Geschenksendung für Flüchtlinge“ ist ihr Paket zollfrei. Wer helfen kann und helfen will, sollte es tun, denn es kommt hier in der Tat auf jeden Pfennig an.



Wir sind gewarnt!

Wir sind in Kuba noch einmal davongekommen. Die Vernunft – oder die Angst vor einem atomaren Krieg – hat gesiegt. Angst ist berechtigt, denn aus den Manöverberichten der Nato-Streitkräfte geht hervor, daß schon der erste Schlag grauenvoll sein würde. Das haben die verschiedensten Zeitungen berichtet. Zuletzt das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“. Inzwischen waren fast drei Wochen ins Land gegangen. Da passierte es. Die neue Ausgabe des Magazins war fertig, die meisten Redakteure hatten die Redaktion verlassen, da rückte die politische Polizei der Bundesrepublik an. Redakteure wurden verhaftet, angebliches Beweismaterial sichergestellt, das Archiv versiegelt, und die Redakteure konnten nicht weiterarbeiten. Ein Redakteur wurde in Spanien durch die faschistische Polizei verhaftet und mit seiner Frau wie Verbrecher behandelt. Heute ist noch nicht bekannt, ob die Maßnahme wegen dem Manöverartikel erfolgte. Landesverrat ist der Vorwurf. Würde er aus dem Manöverbericht hervorgehen, so wäre nicht einzusehen, weshalb dann drei Wochen gewartet wurde, ehe man einschritt. Es wäre nicht einzusehen, weshalb die Ausgabe des Magazins, in dem der Artikel stand, heute noch zu kaufen ist.

Nun ist Landesverrat ein weiter Begriff. Es gibt Leute in unserer Bundesrepublik, die Landesverrat schon darin sehen, daß die Regierung und insbesondere der Verteidigungsminister kritisiert werden. Gelegentlich kann man auch hören, daß ein „Landesverräter“ oder „Vaterlandsloser Geselle“ ist, wer sich gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr wendet. Die jüngste Vergangenheit mit der Nazi Herrschaft wirkt noch nach.

Vielfach wurde diese Aktion „Die Rache von Strauß“ genannt. Einige Indizien sprechen dafür. Nicht nur ist der Mann, der die Anklage erhoben hat, ein Intimus von Strauß, der ihn erst vor einigen Wochen zum Brigadegeneral beförderte, sondern er ist auch ein Bewunderer des faschistischen Regimes in Spanien. Die Aktion

erfolgte am Tage nach der Schlußdebatte des Bundestages über die Fibag-Affäre, in der Strauß mit den Stimmen der Regierungsparteien bescheinigt wurde, daß er seine Pflichten nicht verletzt habe. Aber am Vorabend – man wagt es kaum zu glauben – soll nach einem Bericht der „Frankfurter Rundschau“ folgendes vorgefallen sein. Der Chefreporter der Zeitung schreibt: „In einem Zustand, dessen Schilderung die Verletzung der Intimsphäre bedeuten könnte, hatte Franz-Josef Strauß sich bei einem Empfang der Abgeordneten durch Bundespräsident Lübke im Schloß Brühl am Mittwochabend in ungewöhnlicher Art über einige seiner Parlamentskollegen geäußert. Auf den SPD-Abgeordneten Jahn (Marburg) kamen tags darauf spontan drei seiner Parteifreunde mit dem Strauß-Zitat zu, wonach Vizepräsident Carlo Schmidt längst ins Gefängnis gehöre, der Hamburger SPD-Senator Helmut Schmidt fürs Zuchthaus reif sei und er selbst – Jahn – aufgehängt oder erschlagen werden müßte.“

Was war die Intimsphäre? Völlige Betruglichkeit? Wenn ja, so hatten wir zu der Zeit, als die Kuba-Krise auf ihrem Höhepunkt stand, einen Verteidigungsminister, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Stellt sich heraus, daß die Schilderung stimmt, dann muß Herr Strauß als Verteidigungsminister unmöglich sein, nicht nur für die Abgeordneten des Bundestages, sondern auch für alle Mütter und Väter unseres Volkes, die ihm für viele Monate ihre Kinder anvertrauen müssen. Saatgut darf nicht vermahlen werden!

Saatgut ist auch die Pressefreiheit, die im Grundgesetz verbürgt ist. Die Aktion gegen das Nachrichtenmagazin läßt ahnen, was in der Bundesrepublik möglich ist. Erinnerungen an eine barbarische Zeit tauchen auf. Was wird erst möglich sein, wenn Notstandsgesetze auch noch die gesetzlichen Möglichkeiten für solche Attacken gegen die Freiheit des Wortes geben?

Wir sind gewarnt!
Hans Dohrenbusch



Ernst Barlach „Der Flüchtling“



Kongreß der scharfen Klinge

PARLAMENT DER ARBEIT



Man darf behaupten, daß die neue Stadthalle von Hannover noch während der Eröffnungveranstaltung des 6. ordentlichen DGB-Bundeskongresses fertiggestellt wurde. Maurer, Elektriker und Maler liefen durch die seitlichen Eingänge aus und ein, Fernseh- und Wochenschauleute legten ihre Beleuchtungskabel durch die vielen Flure dieses Gebäudes, während am Haupteingang die politische Prominenz der Bundesrepublik eintraf – jedoch nicht der Bundeskanzler, er kam erst eine halbe Stunde später. Dreitausend Menschen warteten in der Halle auf den Chef der Bundesregierung, der, wie Presseleute schriebe, sich „in die Höhle des Löwen begab“. Sein Zuspätkommen verbesserte selbstverständlich die Stimmung nicht. Es lag aber nicht allein daran, vielmehr war die Atmosphäre deshalb so gespannt, weil die Regierung in der letzten Zeit nicht gerade freundlich mit der größten demokratischen Organisation in der Bundesrepublik umgegangen war. Es waren vor allem die einseitigen Maßhalteparolen an die Arbeitnehmer, Gerüchte über eine Beschränkung der Tarifautonomie und die Brückierung der Gewerkschaften durch die Benennung des Staatssekretärs Hettlage für die Hohe Behörde der Montanunion, da dieses Amt von einem Vertreter des DGB besetzt werden sollte.

In seiner Begrüßungsrede ging Willi Richter in unmißverständlichen Worten auf diese Verstimmungen ein. Doch der Kanzler verstand es, mit viel Witz eine gute Atmosphäre zu schaffen, ohne sich jedoch dabei allzusehr politisch festzulegen. „Ich habe zwei Reden, die für diesen Kongreß vorbereitet waren, gar nicht erst gelesen, weil ich wußte, daß ich hier ganz schön gepickt werde“, oder: „die Weisheit ist breit gestreut, sie ist nicht nur allein bei der Bundesregierung“. Eine andere Passage des Kanzlers: „beinahe hätte ich lieber Freunde gesagt, denn ich war ja auch einmal gewerkschaftlich organisiert...“. Niedersachsens Ministerpräsident Dr. Diederichs erhielt den stärksten Beifall, als er erklärte, er könne nur allzugut verstehen, daß die Gewerkschaften allergisch reagieren, wenn Maßhaltappelle der Bundesrepublik allzu einseitig an die Arbeitnehmerschaft gerichtet werden.

Die Vertreter der Parteien, für die CDU der geschäftsführende Vorsitzende Dufhues, für die SPD ihr Vorsitzender Ollenhauer und für die Freien Demokraten Niedersachsens Justizminister von Nottbeck, sprachen sich alle für die Erhaltung der Tarifautonomie aus. Nach ihrer Ansicht sollen weiterhin die Tarifverträge zwischen den Sozialpartnern frei ausgehandelt werden. Der Sprecher der FDP ging sogar soweit, daß er davon sprach, die FDP erwäge, das Koalitionsrecht künftighin straffrechtlich zu schützen. Aber Begrüßungsreden sind verbindlich.

Dynamische Verhandlungen

Nach der Eröffnungsveranstaltung tagte „Das Parlament der Arbeit“ in der für diesen Zweck nicht ganz ausreichenden Niedersachsenshalle. Es sprachen dann am Nachmittag Berlins Regierender Bürgermeister Willy Brandt und der hannoversche Landesbischof Lilje, der in seiner schwarzen Robe mit dem Bischofskreuz auf der Brust das Rednerpult betrat. Bischof Lilje legte in seiner Rede ein Bekenntnis zur Einheitsgewerkschaft ab. „Der Christ“, so sagte er, „dürfe sich nicht isolieren.“



ge

Stadtthe
öffnung
GB-Bu
Maun
seitlich
Woche
ngskab
es, wa
e Prom
och nic
e hal
en wa
Bunde
hriebe
b". Se
ständig
ht alle
desha
r letzte
größte
Bunde
or alle
Arbe
ränkun
ung d
he B
mt vo
werde

Richt
se Ve
erstan
äre z
zuseh
Rede
en, g
ch hie
Weis
alle
e Pas
n Lieb
einme
rsach
erhie
könn
ewer
Bhalte
tig a
n.
U de
s, fü
nd fü
ustiz
le fü
Nach
rifer
aus
ging
FDF
straf
reder

Das
wed
sen
Ber
rand
Lilje
n Bi
rpu
e ein
Der
iso



Fotos: Udo Hoffmann

Der zweite Konferenztage war ausgefüllt mit den Ausführungen der Mitglieder des geschäftsführenden Bundesvorstandes und der daran anschließenden Diskussion. Den Geschäftsbericht für die Hauptabteilung Jugend gab das Vorstandsmitglied Werner Hansen, der berichtete, daß die Zahl der jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder in drei Jahren um rund 80000 auf 700000 insgesamt zurückgegangen sei. Er bemängelte, daß Jugendliche in den Betrieben von den Erwachsenen gar nicht erst auf die Gewerkschaftsmitgliedschaft angesprochen werden, daher müsse es die besondere Aufgabe der Jugendarbeit sein, die jugendlichen Vertrauensleute und die Jugendvertreter auf diese Aufgabe hinzuweisen. Erfolgreich waren die Kulturtage der Gewerkschaftsjugend im Rahmen der Ruhrfestspiele. Werner Hansen bedankte sich bei den ehrenamtlichen Mitarbeitern in der Gewerkschaftsjugend für ihre geleistete Arbeit.

Fortsetzung nächste Seite





Als es zum Beginn des dritten Verhandlungstages zu einer großen Pause kam, weil die Mandatsprüfungskommission noch keinen Bericht vorlegen konnte, zeigten sich die hundertvierzig Pressevertreter sehr gelangweilt und sprachen von einem Kongreß ohne Elan. Das war ein Irrtum. Eine Stunde später wurde schon leidenschaftlich im Plenum gerungen.

Es ging um die Notstandsgesetzgebung. In zwei ausgezeichneten Diskussionsbeiträgen fochten Georg Leber (IG Bau-Steine-Erden) und Heinz Essl (IG Metall) um die Standpunkte. Ein Teil der Redner plädierte für ein absolutes Nein gegen jede Notstandsgesetzgebung, und die anderen sagten für den Fall nein, wenn die elementarsten Grundrechte der Gewerkschaften beschränkt werden sollten. Otto Brenner, Heinrich Gutermuth, Philipp Seibert und andere „Bosse“ der einzelnen Gewerkschaften griffen in diese Diskussion ein. Die Mehrheit der 425 Delegierten entschied für ein generelles Nein zur Notstandsgesetzgebung (276 zu 138 Stimmen).

Außerordentlicher Bundeskongreß

Die schleppende Ruhe des ersten und zweiten Kongreßtages war dahin: Es wurde – manchmal leider zu scharf – um die Grundsätze gerungen. Zu Beginn der Abstimmungen um die vom Bundesvorstand dem Kongreß vorgelegte Bundessatzung stellte Otto Brenner (IG Metall) den Antrag auf eine Generaldebatte. Diesen Antrag unterstützte die Mehrheit des Kongresses, und es begann die geforderte Generaldebatte. Die Presseplätze waren wieder voll besetzt. Da diese Generaldebatte zu scharf geführt wurde, setzte die Mehrheit der Delegierten dann die Debatte nach einer Stunde wieder von der Tagesordnung und kam zu den eigentlichen Verhandlungen über die neue Bundessatzung. Bevor diese aber verabschiedet werden konnte, kam es zu einer kleinen Sensation. Die Verabschiedung von neuen wirtschafts-, sozial- und kulturpolitischen Grundsätzen wurde von der Tagesordnung abgesetzt und dafür ein außerordentlicher Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes für 1963 einberufen. Es wird der zweite außerordentliche Kongreß seit dem Bestehen des DGB sein.

In der neuen Satzung heißt es, daß die Beschlüsse des Bundesausschusses, des Bundesvorstandes und des Bundeskongresses für die einzelnen Gewerkschaften bindend seien. Der Antrag des Bundesvorstandes, daß Personengruppenausschüsse des DGB (z. B. der Bundesjugendausschuß) sich in ihren Anträgen auf ihr Sachgebiet beschränken sollen, wurde im Kongreß ersatzlos gestrichen. Künftig ist auch ein Mitglied des geschäftsführenden Bundesvorstandes vom Bundesausschuß abzuberufen, wenn zwei Drittel dieses Gremiums ihm das Vertrauen entziehen. Die neue Bundessatzung, die dem Bundesvorstand einige Rechte mehr einräumt, wurde vom Kongreß einstimmig beschlossen.

Aus Boecklers Mannschaft

Es war schon vorher bekannt, daß Willi Richter sich mit seinen 68 Jahren nicht mehr zur Wahl stellen würde, nachdem er sechs Jahre lang Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes war.

Der ehemalige Vorsitzende der IG Druck und Papier, Heinrich Hansen, schlug als Nachfolger Willi Richters den bisherigen stellvertretenden DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg



vor, der schon seit 1949 dem geschäftsführenden Bundesvorstand des DGB angehört und der letzte aus der alten Mannschaft Hans Böcklers ist. Ein Gegenkandidat wurde nicht vorgeschlagen.

Von 411 abgegebenen Stimmen erhielt Ludwig Rosenberg 373, ungültig waren 38 Stimmen. Die Antrittsrede des neuen Vorsitzenden war sehr kurz: er zitierte Erich Kästner: „Es gibt nichts Gutes, es sei denn, man tut es.“ Mit herzlichen Worten verabschiedete Ludwig Rosenberg den scheidenden Willi Richter, der über fünf Jahrzehnte in der deutschen Gewerkschaftsbewegung tätig war. Willi Richter erlebte noch die ersten dürrtigen Erfolge der Gewerkschaften und wurde von den Nazis verfolgt und eingesperrt. In Anbetracht der scharfen Diskussionen, die während der Konferenz geführt worden waren, sagte Willi Richter zum Abschied: „Seid nett zueinander.“ Langanhaltende Ovationen der Delegierten und Gäste schlugen Willi Richter entgegen, als er den Vorstandstisch verließ und unten im Saale an einem Gästetisch Platz nahm.

Mit Ludwig Rosenberg steht erstmalig ein Angestellter an der Spitze des DGB, auch er ist schon seit seiner Jugend gewerkschaftlich tätig. Während der Hitlerzeit mußte er Deutschland verlassen und nach England emigrieren. Dort war er freier Journalist und später Abteilungsleiter im britischen Arbeitsministerium. Nach dem Kriege kam Rosenberg auf Wunsch Böcklers nach Deutschland zurück, wo er maßgeblich am Aufbau der Einheitsgewerkschaft tätig war.

Stellvertreter Rosenbergs wurden Bernhard Tacke (388 Stimmen) und Hermann Beermann (308 Stimmen). Weitere Mitglieder des geschäftsführenden Bundesvorstandes wurden wiederum Maria Weber (384 Stimmen), Kurt Stühler (371 Stimmen), Waldemar Reuter (372 Stimmen) und Werner Hansen mit 233 Stimmen. Neu in den Vorstand kamen der bisherige DGB-Landesvorsitzende von Nordrhein-Westfalen, Willi Haferkamp (310 Stimmen) und der bisherige 2. Vorsitzende der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen, Günter Stephan (286 Stimmen).

Die Geschäftsverteilung des Vorstandes erfolgt erst nach dem Kongreß. Es ist damit zu rechnen, daß Werner Hansen nicht mehr die Hauptabteilung Jugend leiten wird. Mit Willi Haferkamp rückt ein sehr junger Mann in den Vorstand, zudem auch der erste Vollakademiker.

Nach den Schlußworten des DGB-Vorsitzenden Ludwig Rosenberg sangen die Delegierten stehend das Lied „Brüder zur Sonne zur Freiheit“.

Bereits eine Stunde nach der Beendigung des Kongresses hatten die Arbeiter die Fahnen wieder von den Wänden der Niedersachsenshalle genommen. Hier war der graue Alltag eingezogen. Für die Delegierten begann wieder die harte gewerkschaftliche Kleinarbeit.

Dieter Schmidt

Fotos: Udo Hoffmann



Erste Reihe von links nach rechts: Ludwig Rosenberg, Maria Weber, Waldemar Reuter, Kurt Stühler; zweite Reihe von links nach rechts: Wilhelm Haferkamp, Bernhard Tacke, Werner Hansen, Hermann Beermann, Günther Stephan

Zusammenklang von Wort und Tat

Schlußrede von Ludwig Rosenberg auf dem Kongreß des DGB

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Der 6. Ordentliche Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes ist zu Ende. In ernsten Diskussionen haben sich die Delegierten von nahezu 6½ Millionen Arbeitern, Angestellten und Beamten Rechenschaft abgelegt über das, was in den zurückliegenden Jahren geschah, und sich neue Aufgaben und Ziele gesteckt, die in den kommenden Jahren ihre Arbeit bestimmen werden.

Sie haben in ernster und manchmal sehr heißer Diskussion um den besten Weg gerungen. Sie haben ganz gewiß klargemacht, daß in Hannover anders diskutiert wird, als es in Pankow oder Leipzig üblich ist.

(Lebhafter Beifall)

Und sie haben manches beschlossen, was dem DGB für die Zukunft Richtlinie und Kompaß sein wird auf dem Wege, den wir gemeinsam zu gehen haben. Sicherlich, meine lieben Freunde, ist das alles sehr wichtig und sehr wertvoll. Ganz gewiß ist es nicht möglich, ohne solche Beschlüsse auszukommen, ohne klare Vorstellungen darüber, was man will, warum man es gerade so will und wie man es zu verwirklichen gedenkt. Aber wichtiger und letztlich entscheidend ist nicht, was man sich zu tun vorgenommen hat, sondern ob man es auch tatsächlich tut. Schon viele gute Vorsätze sind in Beschlüssen und Protokollen begraben worden, ohne daß sie jemals zuvor gelebt hätten. Schon viele schöne Proklamationen sind wie Schall und Rauch vergangen. Wäre das mutige Wort gleichbedeutend mit der mutigen Tat, das Geschick der Menschen sähe anders aus, als wir es kennen.

Deshalb sollten wir bei aller Anerkennung dessen, was das Parlament der Arbeit in diesen Tagen hier vollbracht, uns dessen bewußt sein, daß alles, was hier geschah, nicht Tat, sondern Entschluß zur Tat ist, daß nichts geschah, wenn jetzt nichts geschieht. Ein Vorsatz ist gefaßt. Ein Auftrag ist erteilt, ein Ziel gestellt. Aber verwirklicht ist davon noch nichts, was nicht schon vorher

Wirklichkeit war. Wir, die wir diesen Gedanken aussprachen und diese Aufgaben beschlossen, wir, die wir die Aufträge erteilten, wir haben sie uns selbst gegeben, uns selbst erteilt, uns selbst mit der Verwirklichung beauftragt. Kein anderer, wer auch immer es sei, kann uns diese Verpflichtung abnehmen. Niemand wird für uns das vollenden, was wir selbst als unsere eigene Pflicht und Verpflichtung erkannten. Es liegt also an uns, und an uns allein, den Worten die Taten folgen zu lassen.

Sind wir darauf vorbereitet? Sind wir wirklich bereit? In dieser Stunde, in der wir uns voneinander trennen, um gemeinsam die selben Ziele zuzustreben, jeder an seinem Platz, jeder an seinem Ort, sollten wir uns fragen, was noch dazu gehört, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, die wir uns gestellt haben. Es gehört doch mehr dazu, als sich in Entschlüssen und Beschlüssen ausdrücken läßt. Es gehört sehr viel mehr dazu, als sich in Satzungen und Geschäftsanweisungen festlegen läßt. Es gehört dazu der Geist und der Wille, der allen diesen Dingen erst Leben und Wirklichkeit verleiht.

Wir haben voller Stolz von unserer großen Bewegung gesprochen. Wir haben mit Recht an die großen unvergänglichen Traditionen unserer Bewegung erinnert. Wir haben von den großen Aufgaben und von den hehren Zielen gesprochen, die diese Bewegung seit ihrem Bestehen beseelen. Haben wir uns auch gefragt, ob wir noch eine wirkliche Bewegung sind, eine Gemeinschaft von Kameraden und Freunden, die durch dick und dünn, in Not und in Glück zusammenhält und nicht zu trennen ist?

Haben wir uns gefragt, ob wir die größte und schönste Tradition unserer Bewegung wirklich praktizieren: die unbezwingbare Treue und Gemeinschaft, die uns zusammenschweißt? Haben wir uns gefragt, ob wir frei sind von Vorurteilen gegeneinander, frei von Mißtrauen und stark im Selbstbewußtsein? Ob wir uns vor allem als Gewerkschaftler einer großen Bewegung fühlen, ganz gleich, ob die Gewerkschaft, der wir angehören, groß und

stark oder klein und schwach ist? Sind wir uns wirklich darüber klar, daß die kleinste und schwächste unserer Gewerkschaften im Grunde genommen doch genauso wichtig für uns ist wie die größte und stärkste? Daß unsere Kette genauso stark ist wie ihr schwächstes Glied? Wissen wir noch, gerade in dieser Stunde, genug von praktischer Solidarität?

Das alles, meine lieben Kolleginnen und Kollegen, kann man nicht in Satzungsparagraphen und Entschliefungen erfassen; das kann man nur fühlen und praktizieren. Da zeigt sich, ob es uns ernst ist mit dem, was wir sagen, ob Solidarität mehr ist als ein Wort, ob es Inhalt unseres Tuns ist. Wir, die wir den Anspruch erheben, den Geist der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit in Volk und Staat verwirklichen zu wollen, wir sollten gerade diese große, diese großartigste Tradition unserer Bewegung nicht verkümmern lassen und gerade in diesen Zeiten, in denen man uns von allen Seiten täglich, stündlich bedrängt, diese Solidarität täglich und stündlich und überall durch die Tat beweisen.

Diese Haltung sollte unser Tun jederzeit bestimmen. Wer uns trennen will, der ist unser aller Feind.

(Lebhafter Beifall)

Wer aus dem einen den Vernünftigen und aus dem anderen den Verderblichen machen will, der meint es nicht gut mit uns!

(Erneut lebhafter Beifall)

Unsere Vielfalt kann unsere Stärke sein, aber nur dann, wenn wir sie nicht selbst dazu mißbrauchen, uns zu trennen, anstatt uns in allen wesentlichen und entscheidenden Fragen zu vereinen. Wenn wir so töricht sind, uns gegeneinander ausspielen zu lassen, Mißtrauen zwischen uns säen zu lassen und Zweifel unter uns wachsen zu lassen, dann haben wir alle gemeinsam verspielt!

(Lebhafter Beifall)

Wer solchen Plänen und Absichten bewußt oder unbewußt folgt, ist unser schlimmster Feind. Von Einheit reden und einig sein ist zweierlei. Das erste ist ohne das zweite nicht viel wert; denn nur in der Tat bewährt man sich. Bewahren, meine lieben Freunde, aber kann man nur den, der sich bewährt. Bewahren kann man nur die Idee der Solidarität, der Kameradschaft, der Bewegung, wenn man sich täglich im Alltag bewährt, wenn Solidarität und Kameradschaft in der Organisation, im Betrieb, im Verkehr von Kollege zu Kollege stündlich geübt wird, wenn eine Bewegung von diesen Ideen tatsächlich bewegt wird.

Wir sind eine stolze Organisation, die größte in der Bundesrepublik, und wir sind stolz auf das, was wir erreicht haben. Wir haben ein Recht darauf, auf vieles mit Befriedigung zurückzublicken, was in wenigen Jahren geschaffen wurde, und wir freuen uns unserer Erfolge. Wir wissen, daß das alles entstand aus dem zähen und unbeirraren Willen. Wir wissen, daß ohne ihn nichts wäre, was heute ist. Wir wissen auch, daß ohne ihn nichts sein wird, was in der Zukunft sein sollte.

Der Motor aller dieser Arbeit war der Glaube an die Rechtmäßigkeit unserer Ziele, an die Freiheit, die Menschenwürde und die Gerechtigkeit, die alles, was Menschenantlitz trägt, umfassen sollen. Diese Kraft hat uns befähigt, wirklich Großes zu leisten. Sie gab uns den Mut, allen Verlockungen und allem Hohn zu widerstehen, der von den Mächten der Unfreiheit, des Unrechts und der Verachtung der Menschenwürde uns begegnete. Sie gab uns immer wieder den Kompaß auf dem Weg zum großen Ziel in die Hand. Sie ließ uns nicht vom Wege abweichen, und sie wird uns weder nach links noch nach rechts blind werden lassen, was auch immer versucht werden mag. In allen unseren Entscheidungen soll und darf uns dieser Kompaß nicht verlassen. Er darf uns nicht verlassen in unserem Verhältnis zu unseren Freunden in unseren eigenen Reihen, auch nicht in unserem Verhältnis zu unseren Widersachern und ganz gewiß nicht in unserem Vertrauen zu unserer Verpflichtung. Wir haben besondere Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß wir zu diesem Kompaß auch die Pressefreiheit zählen, die wir leidenschaftlich verteidigen!

(Lebhafter Beifall)

Denn, meine lieben Kolleginnen und Kollegen und ihr draußen alle, die ihr hören wollt, wir sind mehr als nur ein Verein zur materiellen Besserstellung des arbeitenden Menschen, wir sind mehr als nur ein Interessenverband.

Nur deshalb sind wir auch jederzeit bereit zum Gespräch mit allen, die wirklich guten Willens sind, aber nicht mit denen, die unsere aufrichtigen Motive gemein diffamieren. Wir sind bereit, mit allen zu sprechen, die uns gegenüber jene Achtung und Toleranz üben, die wir ihnen gegenüber zu üben bereit sind. Ein gutes Beispiel dafür, wie man das praktizieren kann, haben unlängst unsere Gespräche mit der evangelischen Kirche bewiesen. Wir wünschen, daß dieses Beispiel Schule macht, sowohl im Ton wie in der Art.

(Beifall)



Fotos: Udo Hoffmann

Jawohl, wir sind mehr als nur ein Interessenverband. Wir sind aus eigener Entscheidung und aus eigenem Auftrag eine Bewegung, die sich zum Ziele gesetzt hat, aktiv mitzuwirken an einer besseren, gerechteren und menschenwürdigeren Welt – nicht nur für die Arbeiter, Angestellten und Beamten, sondern für alle; nicht nur für Bundesdeutsche, sondern für alle Deutschen diesseits und jenseits der Mauer, die unser Vaterland trennt,

(Beifall)

für alle diesseits und jenseits der Grenzen und der Meere. Denn wir wissen aus bitterer Erfahrung: Es gibt keine territorial beschränkte Freiheit, es gibt keine rassenmäßig differenzierte Menschenwürde, und es gibt keine lokal begrenzte Gerechtigkeit.

(Beifall)

Wahrlich, meine lieben Kolleginnen und Kollegen, eine große, eine gewaltige Aufgabe. Wie wäre sie jemals zu vollbringen, wenn wir nicht zumindest und zunächst bei uns selbst versuchen wollten, ihr gerecht zu werden? Wie könnten wir im Kreise unserer internationalen Freunde unsere Aufgabe erfüllen, wenn wir sie nicht zu Hause zu erfüllen trachteten?

Diese Stunde des Abschieds von einer Woche ernster und fruchtbarer Arbeit soll uns daran erinnern, welcher Aufgabe wir uns verschrieben haben. Sie soll uns dessen bewußt werden lassen, welche Voraussetzungen wir innerlich an Bereitschaft und Willen beitragen müssen, damit Beschlüsse und Vorhaben gelingen. Sie soll uns nicht damit zufriedenstellen, daß wir die Akten schließen und beruhigt nach Hause fahren.

Die Beratungen dieses Kongresses haben uns gezeigt, vor welchen besonderen und schweren Aufgaben wir stehen. Sie haben uns bewiesen, daß wir besondere Anstrengungen und unsere ganze Kraft brauchen werden, um mit neuem Elan und klarer Zielbewußtheit unsere Bewegung voranzubringen. Sie haben uns unsere Stärke gezeigt, aber auch die Gefahren, die uns bedrohen. Sie haben uns eindringlich zur Einheit und Geschlossenheit ermahnt.

Wir haben niemanden zu fürchten, wenn wir einig sind. Wir haben mit Stolz auf die Erfolge der vergangenen Jahre zurückblicken können.

(Beifall)

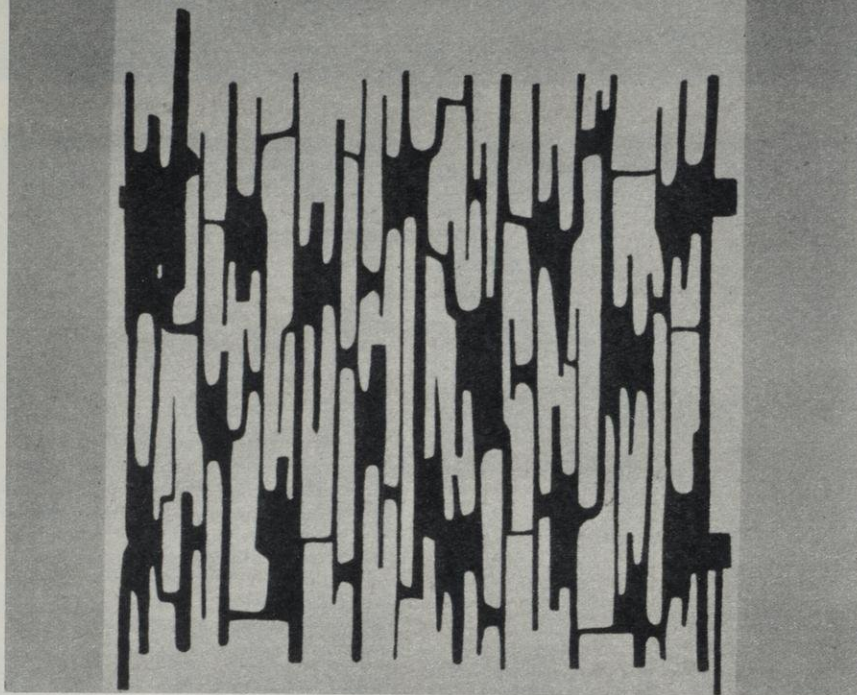
Wir haben keinen Anlaß, liebe Freunde, demütig zu sein und etwa kleinlaut unser Licht unter den Scheffel zu stellen. Wir sollten aber auch nicht hochmütig glauben, daß uns ohne unser Zutun Erfolge in den Schoß fallen können, nur weil wir groß und stark sind.

Zwischen Demut und Hochmut aber gibt es etwas Drittes: einfach Mut. Und der Mut zu uns, der Mut zur Tat, der Mut zum Vertrauen in uns selbst soll uns die Kraft geben, die Zukunft zu meistern als eine Gemeinschaft von Freunden, die niemand trennen kann und die die große Tradition der Solidarität in ihrem Leben und in ihrem Tun immer wieder bewegt.

Es lebe der Deutsche Gewerkschaftsbund!

Es lebe die Solidarität mit allen freien Gewerkschaften des IBFG in aller Welt!

Deutsches Kunsth Handwerk 1962



Holzarbeiten von Johann Kunst

Teppich von Suse Bernuth

Eine tolle Sache, dieser Wagen – hört man oft namentlich junge Menschen angesichts vorbeiflitzender Pkws oder vor einem Autohaus ausrufen. Diese Anerkennung gilt nicht nur der Schnelligkeit, dem erstklassigen Motor, der elastischen Federung, sondern auch der Formschönheit des Fahrzeuges. Natürlich gefällt der eine Wagen mehr als der andere, aber formschön sind heute sehr viele Wagen, schnittig und ansprechend. So paaren sich technische Vollkommenheit und künstlerische Schönheit. Diese Einfachheit, diese gediegene Form hat sich auch in anderen Industriezweigen durchgesetzt. Wieviel verschiedene Gebrauchsgegenstände gibt es heute schon, die praktisch und schön sind – Kaffeetassen und Bügeleisen, Gasherde und Bestecke, Vasen und Rundfunkgeräte, ja sogar Lichtschalter und Türklinken. Sie alle einigt ein schlichter und maßvoller Stil. In dieser knappen, harmonischen Form liegt die Schönheit, von unserer Jugend allgemein bejaht.

Wir lieben es nicht, den Kaffee aus einer Tasse zu trinken, die zwar mit Blümchen und Schnörkeln übersät ist, bei der wir uns aber beim Trinken die Finger verbrennen, nur weil der Henkel mehr dekorativ als praktisch ist. Bedenken wir andererseits, wie die Hausfrau diese Rillen, barocken Windungen und plastischen Röschen stets sauber halten muß, und wir erkennen, daß die moderne Einfachheit sich den Markt aus verschiedenen Gründen erobert hat.

Aber nicht nur die Industriegüter atmen einen neuen Geist, auch das Kunsthandwerk hat in unserem Jahrhundert ein anderes Gesicht erhalten. Ja, man möchte sogar sagen, daß der Stilwandel von der Kunst ausging und nicht selten über das Kunsthandwerk sich zur industriellen Formgebung den Weg gebahnt hat.

„In einer Zeit der Industrialisierung, die sich in weitem Umfang auch auf die Gegenstände des täglichen Gebrauchs und der häuslichen Einrichtung erstreckt, kommt dem Kunstwerk eine besondere Bedeutung zu: Es soll nicht nur Anregung geben und Vorbilder schaffen, sondern es soll in den Menschen den Sinn für persönlichen Geschmack und eigene Ausdrucksform fördern. Hier wächst dem Künstler eine Aufgabe zu, die in ihrer Auswirkung weit über die Gegebenheiten sonstiger künstlerischer Wirksamkeit hinausgeht. Auf Gebieten, die jeden von uns interessieren und in einem materiellen Rahmen, der einem großen Personenkreis zugänglich ist, kann er den einzelnen ansprechen, kann er dem Individuum die Möglichkeit geben, sich der Masse gegenüber zu bestätigen...“ So der deutsche Botschafter Dr. Kurt Oppler in seinem Geleitwort zur repräsentativen Ausstellung in Ostende/Belgien „Deutsches Kunsthandwerk 1962“. Diese Schau, die im Ausland den Anteil Deutschlands auf handwerklichem Gebiet



demonstriert hat und nun in der Bundesrepublik gezeigt wird, wurde von Prof. Ephre Delmotte aus Ostende und dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Kunsthandwerks, Museumsdirektor Dr. Eric Köllmann, und deren Mitarbeitern zusammen gestellt. Ein trefflicher Querschnitt, der uns sehr deutlich vor Augen führt, wie das Kunsthandwerk heute einen Platz einnimmt zwischen der Industrie und der sogenannten freien Kunst, hier etwa vom Eßbesteck Hug Potts aus Solingen bis zu Tierplastiken, Keramiken von Ingeborg und Bruno Asshoff aus Bochum.

Einige wenige Beispiele, Namen und Herkunftsorte, seien genannt, um Möglichkeiten verarbeiteten Materials, aber auch die weltweite geographische Streuung des deutschen Kunsthandwerks anzudeuten. Aus der Keramik die Vasen von Prof. Bontjes van Beek aus Hamburg, Richard Bampi aus Kandern/Baden und Hubert Griemert aus Höhr-Grenzhausen aus dem Gebiet des Edelmetalls der Schmuck von Frau Prof. Elisabeth Treskow, Köln, und die Silberarbeiten des Direktors der Wuppertaler Werkkunstschulen Prof. Karl Schrage unter den Glasgestaltern fallen die Namen Hans Model, Stuttgart, Alois Gangkofner von der Münchener Kunstakademie und die bekannte Dürener Firma Peill und Putzler auf. Ferner sei auf die Holzarbeiten (Paul Skrip auf Berlin), die Wandbehänge (Ursula Ahrens Hildesheim, und Suse Bernuth, Wuppertal), die Leinenwebereien (Hedwig Klöckner, Münster) und die Mosaikwerke (Berthold Müller Kressbronn/Bodensee) hingewiesen und auf die Korbflechterei, Lederwaren, Buchbinderei und Emaillearbeiten. Viele berühmte Namen, manche Künstler, die sich auch in der industriellen Formgebung bewährt haben! Überhaupt sind die Grenzen zwischen der einen und der anderen Kategorie nicht immer festzustellen.

Fragt man einmal nach den Preisen der ausgestellten Objekte, so wird man oft über deren beachtliche Höhe erstaunt sein. Und die Vermutung liegt nahe, daß der Name – wie auf vielen anderen Gebieten – mitbezahlt werden muß. Namentlich der junge Freund schöner Dinge, der gerne ein derartiges Stück erwerben möchte als Geschenk zu festlichen Anlässen, Geburtstag, Verlobung, Hochzeit, Geschäftsjubiläum usw., wird sich mit dem Blick auf sein Portemonnaie einen Kauf versagen müssen.

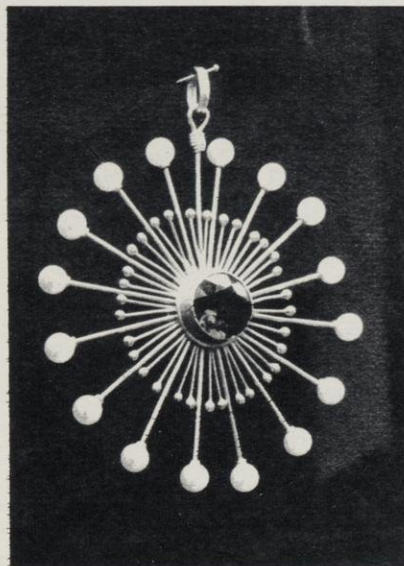
Nun, diese deutsche „Modellschau“ kann andererseits viel helfen: Dem Handwerker liefert sie für dessen eigene Arbeit Anregungen, den Geschäftsinhaber kann sie geschmacklich schulen und dem Konsumenten zeigen, in welcher Richtung er künftig in Kunstgewerbebeläden oder einschlägigen Geschäften seinen Blick zu richten hat.



Teekanne aus Metall von Theodor Blume



Glasarbeiten von Hans Model



Anhänger von Prof. Wolfgang Tümpel

Elfriede Balzar-Kopp



Wie schon erwähnt, kommt die einfache, knappe, rhythmische Form – wie sie im übrigen in Zeiten echten Kunstempfindens, schon vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden „modern“ war – heute wieder zu Geltung.

In Deutschland – auch das lehrt uns dieser Querschnitt 1962 – herrscht der musterlose oder zumindest an Ornamenten sparsame Stil in Keramik, Holz und Metall vor. Das Material allein soll wirken, sei es als Maserung, als mattes oder glänzendes Metall oder als Glasur; auf dem textilen Sektor will man bei aller Freude an abstrakten Kompositionen die Woll- oder Leinenfäden, wenn möglich auch die „Machart“, die Technik sogleich erkennen.

Manche Aussteller sind nicht nur Mitglied der veranstaltenden Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Kunsthandwerks, sondern auch Lehrer an deutschen Werkschulen. Bei aller Freizügigkeit und Toleranz hinsichtlich der Phantasie gewährleisten sie, daß ihre Kunstauffassung von der jungen Generation, ihren Schülern, weitergetragen wird. Hierzu einige Sätze aus einer Veröffentlichung einer Werkkunstschule:

„... Das Handwerk bildet die Grundlage bei der Aufgabe der Schule, Gestalter für alle Bereiche stofflicher Formgebung zu erziehen. Es vermag allein, das Gefühl für Werkstoff, Konstruktion und für eine wahre Zweckerfüllung zu wecken ...“ Weiter heißt es über das Ziel der Ausbildung: es sei in dieser „von mechanischen Kräften bedrohten Gegenwart, den Menschen zu verwirklichen, ethisch verantwortungsbewußte Gestalter heranzubilden ...“ Es ist kein Zufall, daß man heute in diesen beruflich so profilierten Schulen nicht nur Fachschüler ausbilden, sondern Menschen erfas- sen und formen will.

Es ist von Gegnern der abstrakten Kunst oft mit Sorge geäußert worden, daß der Mensch in der künstlerischen Aussage unserer Zeit zu kurz käme. Von manchen Kritikern wird die technische Vollkommenheit und Formschön- heit in der angewandten und freien Kunst zwar zugegeben, jedoch in gleichem Atem der „Ver- lust der Mitte“ und der „Seele“ beschworen. Gerade diese Pessimisten sollten sich aller- dings stets an obigen Worten orientieren. Ih- nen zeigt auch „Deutsches Kunsthandwerk 1962“, daß hier keine „verlogenen“ Formen, kein unechtes oder vorgetäushtes Material vorkommen, sondern daß von den Handwerk- stücken, die vom Menschen für den Menschen geschaffen wurden, Ehrlichkeit, Echtes und Gediegenheit ausgehen.

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

Kommt die Freiheit mit dem Fortschritt?

Ein Bericht über die Jugend in Rußland von H.D.Kley

Als im Juni 1960 der russische Schriftsteller Boris Pasternak auf dem kleinen Dorfriedhof von Peredelkino bei Moskau beerdigt wurde, hatten sich etwa 2000 Menschen, darunter mehr als 1000 Jugendliche, am Grab eingefunden. Wohl die meisten der Versammelten kannten Pasternaks Gedichte; aber nur wenige hatten sein Buch „Doktor Schiwago“ gelesen, denn es konnte nur im Ausland erscheinen. Ein unbekannter Student trat an das Grab und erklärte laut und vernehmlich: „Es war ein großartiges Buch, das er geschrieben hat. Es ist schade, daß sie es uns nicht lesen lassen wollen.“

Dieser junge Russe steht mit seiner Unzufriedenheit nicht allein. Man kann in der Sowjetunion viele junge Menschen treffen, die dem Regime die Beschränkung der Publikationsfreiheit verübeln – was keineswegs bedeutet, daß sie sich grundsätzlich ihrer Unfreiheit bewußt wären und den Sowjetstaat ablehnten. Aber sie fragen nach der Außenwelt und fordern mehr Nachrichten über das Ausland. Diesem Drängen ist die Regierung schließlich auf bescheidene Weise nachgekommen. Sie hat im Sommer 1960 eine Wochenzeitschrift herausgebracht, die als erste sowjetische Publikation ausschließlich ausländische Quellen benutzt. „Sa Rubeshom“ – Jenseits der Grenze – so heißt die Zeitschrift – wurde sofort ein Verkaufsschlager, jedoch ist auch dieses Organ alles andere als ein Spiegelbild des ausländischen Lebens. Vorzugsweise werden solche Artikel abgedruckt, die Mißstände im Westen darlegen, wie etwa das Wiederaufkommen der Landserhefte in Westdeutschland oder die Kritik der französischen Linken an der Algerienpolitik. Die Kunst der Weglassung spielt bei „Sa Rubeshom“ keine unerhebliche Rolle. So kommt es, daß die Unkenntnis der Sowjetmenschen über die Verhältnisse im Ausland immer noch grotesk ist – und so kommt es auch, daß vor allem junge Russen gern mit fremden Besuchern zusammentreffen, um von ihnen etwas über das Ausland zu erfahren. Es ist bei solchen Gesprächen nicht leicht, über die festeingepägten Schlagworte, wie „westlicher Imperialismus“, „Kapitalismus“, „Ausbeutung der Arbeiterschaft“, „Wallstreet“ und „Kolonialismus“, hinwegzukommen. Jahrzehntlang hat die kommunistische Propaganda den patriotischen Stolz auf die Errungenschaften Sowjetrußlands dadurch aufrechtzuerhalten vermocht, indem sie von der isolierten Außenwelt ein verzerrtes Bild zeichnete und nicht müde wurde, in einem Ton unendlicher Selbstbewunderung immer wieder die angebliche Überlegenheit des Sowjetsystems zu demonstrieren. Erst echte Vergleichsmöglichkeiten mit dem Ausland würden Zweifel und eine kritische Einstellung gegenüber dem Regime aufkommen lassen. Um das zu verhindern, traktiert der Krenl das sowjetische Volk mit der Pressezensur und mit boshaften Reisebeschränkungen.

Linientreue Kommunisten verweisen gern darauf, daß es jedem Sowjetbürger freistehe, in der Moskauer Lenin-Bibliothek ausländische Zeitungen und Bücher einzusehen. Sie verschweigen dabei, daß jeder Interessent sorgsam registriert wird und damit rechnen muß, überwacht zu werden. Frei erhältlich sind in der Sowjetunion lediglich die kommunistischen Zeitungen des Westens, wie der Londoner „Daily Worker“, die französische „L'Humanité“, das ostdeutsche „Neue Deutschland“

und die italienische „Unità“. Das ausländische Schrifttum in den Volksbüchereien und Buchhandlungen – von denen es jenseits des Eisernen Vorhangs erstaunlich viele gibt – ist, seinem Inhalt entsprechend, ausgewählt; es beschränkt sich auf Namen wie Jack London, Sinclair Lewis, Ernest Hemingway, Somerset Maugham, Hans Fallada, Heinrich Böll und Thomas Mann. Den freiheitsliebenden Lebenskünstler „Felix Krull“ wird man hingegen vergeblich suchen; die Bücher eines Marcel Proust, James Joyce, Bertrand Russell, T. S. Eliot und Sigmund Freud sind verpönt. Boris Pasternak mußte kurz vor seinem Tode die schlimmsten Schmähungen hinnehmen, weil er in seinem „Schiwago“ ohne Rücksicht auf die literarische Schablone einen unpolitischen Individualisten dargestellt hatte. Die Sowjetregierung ist blind und unduldsam gegen alles, was nicht ihren eigenen Zwecken dient. Sie haßt den Objektivismus und erwartet von ihren Schriftstellern und Redakteuren eine kompromißlose Parteilichkeit.

Filmdole

Trotz der staatlichen Abschirmung gegen fremde Einflüsse erfährt der eine oder andere Russe gelegentlich etwas Näheres über den Westen, sei es durch Touristen, durch einen Kongreßbericht aus dem Ausland, durch den Auslandsdienst der „BBC“ oder durch die „Stimme Amerikas“. Allerdings werden westliche Rundfunksendungen regelmäßig gestört, und außerdem besitzen die meisten Russen statt eines Radios einen Lautsprecher, der nur das russische Programm sendet. Einige Einblicke in das Leben jenseits der Grenze geben die westlichen, im Zuge des Kulturaustausches gezeigten Filme. Sie sind vor allem bei den jungen Russen sehr beliebt. Für den Besucher aus dem Westen ist es keine geringe Überraschung, wenn er hört, daß O. W. Fischer als das Filmdol vieler russischer Jungen und Mädchen gilt. Seine romantischen Heldenrollen haben ihm unter den Jugendlichen Sowjetrußlands ebensoviel Verehrung eingetragen wie die nicht weniger romantischen Gestalten eines Alexander Puschkin. Vielleicht ist diese Verehrung eine Kompensation für den farb- und freudlosen Alltag der russischen Jugend – eines Alltags, dessen Widerwärtigkeiten in überfüllten Wohnungen, hohen Arbeitsnormen und einer allgegenwärtigen puritanischen Zeigefingerlehrhaftigkeit bestehen.

Jazz

Auch der Jazz hat viele Anhänger in der Sowjetunion, und manchmal ist man erstaunt, wie gut russische Musiker die heißen Rhythmen des Westens zu spielen verstehen. Wenn gar der amerikanische Pianist van Cliburn in russischen Städten auftritt, kennt die Begeisterung der jungen Leute keine Grenzen. Sie füllen zu Tausenden die Konzertsäle und Sporthallen und drängen sich nach jeder Darbietung mit Blumen, Büchern und Briefen in der Hand um das Podium, um dem schlanken, rotblonden Texaner für sein Klavierspiel enthusiastisch zu danken und Zugaben zu erbitten. Ein netter, junger Mann wie van Cliburn, dem einst Nikita Chruschtschow seine Wertschätzung durch einen brüderlichen Wangenkuß bekundete,

hat in Sowjetrußland alle Chancen, vorbehaltlos verehrt zu werden, und sei er auch Amerikaner.

Im übrigen kann man in der Sowjetunion hören, daß die Russen nicht die Amerikaner hassen, sondern die amerikanische Regierung. Der Krenl läßt nicht nach, Amerika immer wieder als das Musterland kapitalistischer Ausbeutung darzustellen. Ein Streik in Pittsburgh wird dem Sowjetbürger als eine Demonstration hungernder Stahlarbeiter interpretiert, und die Propaganda von den „aggressiven Absichten des Westens“ scheint ebenfalls dem Zweck zu dienen, das Sowjetvolk von den eigenen Mißständen im Lande abzulenken. Die NATO-Stützpunkte werden in der Sowjetunion als eine Bedrohung empfunden; die Furcht vor einem neuen Krieg ist groß.

Der Durchschnittsruße verhehlt nie seinen Stolz über die Leistungen der sowjetischen Technik, aber er hat auch viel Respekt vor dem amerikanischen Industriepotential. Für einen großen Teil der jungen Generation ist es zu einem Programm geworden, den amerikani-

schen Vorsprung innerhalb von 15 Jahren einzuholen. Um dieses Ziel plangemäß zu erreichen, hat das Regime als Zwischenstadium seiner Intentionen die Politik der friedlichen Koexistenz proklamiert. Die Appelle an die Jugend, unermüdlich für die Expansion des Kommunismus zu wirken, sind von einem Machtstreben und Sendungsbewußtsein bestimmt, wie es nur junge Völker empfinden können. Kein Wunder, daß viele Russen heute auf uns herabsehen wie einst die Germanen auf die satten, verweichlichten Römer.

Furcht vor Westdeutschland

Das Verhältnis der Sowjetbürger zu Westdeutschland wird weitgehend von der Furcht vor der militärischen Macht des Westens bestimmt. Diese Furcht ist im Hinblick auf zwei grauenhafte Kriege sicherlich berechtigt. Der westdeutsche Besucher kann im Umgang mit Russen viel Freundlichkeit erfahren, muß sich aber über kurz oder lang sagen lassen, daß die

Bundesregierung aus Revanchisten und Neofaschisten bestehe, die darauf aus seien, die abgetrennten Ostgebiete mit kriegerischen Mitteln zurückzuerobern und die Welt erneut in Elend zu stürzen. Namen wie Globke und Oberländer sind vielen Russen erstaunlich geläufig; und manchmal muß man sich als unbefangener Beobachter eingestehen, daß es der Westen der sowjetischen Propaganda oftmals ziemlich leicht macht, sei es in dem Streit um die Beschäftigung ehemaliger Nationalsozialisten in amtlichen Stellen oder in der Frage der amerikanischen Rassendiskriminierung. Das Aufrüsten in Ostdeutschland geschieht nach russischer Ansicht als Verteidigungsmaßnahme gegen den Westen, und jeder Russe ist überrascht, wenn man ihm klarmacht, daß die Remilitarisierung in der Ostzone zuerst erfolgte.

Manchmal pflegen sich russische Gesprächspartner bei dieser Gelegenheit zu erkundigen, wie es denn eigentlich mit dem Ruf der Russen im Westen stehe, und wenn man ihnen sagt, daß die Sowjets bei der Blockade Berlins und

durch ihr schändliches Vorgehen in Ungarn einen denkbar schlechten Eindruck auf die Menschen der freien Welt gemacht hätten, bricht es aus ihnen im Brustton vollster Überzeugung hervor: „Wir mußten Berlin und Ungarn vor dem Eingriff der westlichen Aggressoren schützen. Unsere Verbündeten sind uns dankbar dafür. Die Sowjetarmee dient allein dazu, den Frieden zu sichern.“

Propaganda

Der Grad der Ahnungslosigkeit ist zugleich ein Maßstab für die Intelligenz des einzelnen Russen. Viele plappern gedankenlos nach, was ihnen die offizielle Propaganda erzählt. Mit diesen Menschen läßt sich zweifellos am besten die Zukunft des Kommunismus bauen. Aber es gibt, vor allem in Studentenkreisen, auch Russen, die versuchen, selbst hinter die Dinge zu kommen – obgleich ihre Zahl gering sein dürfte. Das Regime hat sich die größte Mühe gegeben, die Bedeutung des ungari-

schen Volksaufstandes zu bagatellisieren. Als dennoch einige Studenten von den Professoren und Komsomolführern Aufschluß verlangten, antwortete ihnen Chruschtschow, daß sie kein Recht hätten, auf Kosten der Arbeiterschaft zu studieren, wenn sie mit der Regierung nicht einverstanden seien. In den Fabriken gäbe es reichlich Beschäftigungsmöglichkeiten für sie, und andere junge Sowjetbürger seien jederzeit bereit, in den Hörsälen ihre Plätze einzunehmen.

Diese kritischen jungen Leute versuchen von den fremden Besuchern etwas Näheres über die anderen Satelliten zu erfahren, zumal es ihnen selbst verwehrt ist, die Länder des östlichen Lagers aus eigener Anschauung kennenzulernen, es sei denn, sie hätten ihren Militärdienst in Ungarn oder Polen absolviert, und in diesem Falle haben sie die Verachtung ihrer ungarischen und polnischen Genossen am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Ihnen ist der Glaube an die „unverbrüchliche Freundschaft aller kommunistischen Brudernationen“ verlorengegangen. Der Zynismus hat sich un-

ter ihnen breitgemacht. Als „Glaubenslose“ sind sie in den Augen des Krenl das Ferment für Unzufriedenheit und mithin verdächtige Individuen.

Blick nach China

Abfällige Urteile kann man in letzter Zeit auch über die Chinesen hören. Den russischen Studenten sind ihre chinesischen Kommilitonen nicht ganz geheuer. Ihre Mentalität bleibt ihnen verschlossen; ihr übermenschlicher Arbeits-eifer beunruhigt sie. Das Wohlstandsdenken hat in den höheren Schichten des Sowjetvolkes schon viel zu sehr Raum ergriffen, als daß man sich noch für den revolutionären Eifer der Chinesen begeistern könnte, die den Kommunismus, wenn nötig, durch kriegerische Eingriffe verbreiten wollen. Während die Russen seit der Entstalinisierung etwas freier atmen können, ziehen sich die Chinesen in das Gehäuse der Orthodoxie zurück. Unbehagen bereitet vielen Sowjetbürgern auch das hohe Bevölkerungspotential Rotchinas. Denn was wird geschehen, wenn der größere Verbündete mit seinen 650 Millionen Menschen auch der stärkere wird? „Kommunistischer als wir“ – so werden die Rotchinesen von jungen Sowjetrussen häufig charakterisiert.

Wenn man der „Komsomolskaja Prawda“, dem Organ des kommunistischen Jugendverbandes, glauben will, hat das politische Interesse der Sowjetjugend nachgelassen. Die Zeitung beklagt den wachsenden Einfluß westlicher Lebensart und meint, daß viele Jugendliche in der Sowjetunion hauptsächlich an ihrer beruflichen Fortbildung, an gute Bezahlung und an einem angenehmen Leben interessiert wären. Sie hätten viel von dem Schwung verloren, der ihre Väter einst auf die Barrikaden getrieben habe, und manchen jungen Leuten schiene das persönliche Wohlergehen bereits mehr am Herzen zu liegen als das kollektive Wohl des Volkes.

Leichteres Leben

Und in der Tat – immer mehr Russen sind geneigt, sich das Leben zu erleichtern; sie möchten gern die Früchte der schweren nationalen Anstrengungen genießen, für die sie solange alles hintenangelassen haben. Immer weniger junge Russen finden sich zur freiwilligen Aufbauarbeit in den Steppen Sibiriens und Kasachstans bereit. Andererseits melden sich in jedem Jahr mehr junge Sowjetbürger für das Studium der Geologie, der Philologie und des Journalismus, vielfach deshalb, weil sie hoffen, daß ihnen später ein einschlägiger Beruf die Möglichkeit zu Auslandsreisen gibt. Der ungeheure Bildungshunger wird den Russen neue Welten erschließen und den Blick für die eigenen Unzulänglichkeiten schärfen. Man sollte meinen, daß mit besserem Wissen auch das kritische Denkvermögen eines Volkes zunimmt. Indessen ist die junge Generation in ihrer Gesamtheit noch weit davon entfernt, ihre ideologische Gebundenheit aufzugeben. Doch man kann es schon als ein gutes Zeichen nehmen, wenn ein amerikanisches Orchester in Moskau vor einem jugendlichen Auditorium konzertiert und für ein langverfemtes Werk von Strawinski stürmischen Beifall erhält.

Foto: UNESCO

Über Prag nach Auschwitz...

Ein Bericht von Horst Klaus

Bei Waidhaus in der Oberpfalz (Bayern) hat der „Eiserne Vorhang“ ein Loch. Wenn man durch ist, befindet man sich im „Ostblock“. Man hat sich an diesen Begriff so gewöhnt, daß man beinahe verwundert ist, keinen Block zu finden.

Unsere „Pilotin“ – so heißen die ständigen Reisebegleiter der staatlichen Reisebüros – hat Verspätung. Als sie dann eintrifft, geht es zügig vorwärts in Richtung Prag. Kurzer Aufenthalt in Pilsen; man fotografiert das Rathaus samt eben stattfindender Hochzeit; vergleicht Preise; stellt fest, daß gerade Filmfestspiele sind, bei denen u.a. auch „Das Spukschloß im Spessart“ gezeigt wird. Gegen Abend erreichen wir Prag, machen nach einem kurzen Bummel auf dem Wenzelsplatz – weltstädtische Atmosphäre, gut gekleidete Leute, international der Wagenpark –, und die Biertrinker resignieren: „Bier ausverkauft...“ heißt es überall (das „kapitalistische“ Getränk Coca-Cola fehlt ganz). Mit viel Glück ergattert man dann doch noch ein paar Gläser, die Bedienung ist freundlich, der Ober spricht deutsch.

Über Königgrätz erreichen wir anderntags die polnische Grenze. Wie schon am Vortage registrieren wir lebhaftes Bautätigkeit; insbesondere an der Peripherie von Prag wachsen neue Wohnblocks, einfach und schmucklos, aber in großer Zahl aus dem Boden. Nur wenige Kilometer weiter dehnen sich die riesigen Flächen der Felder von Kollektiv-Landwirtschaften.

Der Grenzübergang von der CSSR nach Polen erledigt sich für uns reibungslos, etwas ungewohnt langsam (Österreich und Italien würden die Hälfte ihres Fremdenverkehrs einbüßen, wenn sie ebenso gründlich wären an der Grenze); warum man wohl von einem Staat des „sozialistischen Lagers“ zum andern soviel Umstände macht?

Wir erreichen Krakau (inzwischen haben wir einen neuen Piloten bekommen). Am nächsten Morgen fahren wir hinaus nach Nowa Huta („Neue Hütte“), eine Art Trabantenstadt Krakaus, die zusammen mit dem Hüttenwerk, dem sie ihren Namen verdankt, in den letzten zwölf Jahren erst entstanden ist. Eine Reißbrettstadt mit 100000 Einwohnern, davon auffallend viele Kinder.

Wir sind die erste deutsche Gruppe, die das Hüttenwerk besichtigen darf. „Hier wird hart gearbeitet“, sagte einer unserer Kollegen, der selbst aus einem Hüttenwerk kommt.

Anschließend sprechen wir mit Jugendvertretern und Betriebsräten über die Arbeitsbedingungen der Hüttenleute. Wir hören, daß die Hütte 18000 Menschen beschäftigt. Die wöchentliche Arbeitszeit beträgt 46 Stunden.

Dabei erreicht eine Putzfrau einen Monatsverdienst von 1100 Zloty, ein Arbeiter 2500 Zloty, ein technischer Angestellter 3700 Zloty, ein Hochofenspezialarbeiter bis zu 5000 und ein Ingenieur 6000–8000 Zloty (1 DM = 5,9 Zloty). Monatseinkommen bis 1000 Zloty sind frei von Steuern, die dann bei 4000 Zloty etwa 15 v.H. ausmachen. Völlige Steuerfreiheit genießen Familien mit drei und mehr Kindern (was nach unseren Eindrücken in Nowa Huta nicht gerade selten sein dürfte).

Der Grundurlaub beträgt in Polen 12 Tage und steigert sich mit der Dauer der Betriebszugehörigkeit, die im übrigen auch durch besondere „Treueprämien“ belohnt wird.

Lehrlinge erhalten 30 Tage Jahresurlaub, wobei nicht ganz deutlich wurde, ob es sich hier um eine betriebliche oder tarifliche Regelung handelt; bei einem Besuch im Vorjahr war an anderer Stelle von einem Jugendurlaub von 21 Tagen für Jugendliche unter 16 Jahren und 18 Tagen für Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren die Rede.

Die Lehrlingsausbildung im Hüttenwerk erfolgt in einer Art Betriebsberufsschule. In den ersten beiden Lehrjahren werden die Lehrlinge hier etwa je zur Hälfte theoretisch und praktisch ausgebildet. Dann kommen sie in den Betrieb, wo sie in der Mehrzahl in besonderen „Lehrlings-Brigaden“ zusammengefaßt



Der letzte Weg

sind. Die Lehrlingsvergütung entspricht etwa der unserer Lehrlinge.

In diesem Zusammenhang ist vielleicht noch eine Feststellung bemerkenswert: Die Mieten sind hier ausgesprochen niedrig, eine Neubauwohnung (3 Zimmer und Küche) kostet 40 bis 60 Zloty. Von den Straßenbahntarifen läßt sich praktisch das gleiche sagen, wir fahren wohl nirgends in der Bundesrepublik so billig, wie wir das in Krakau feststellen konnten.

Natürlich waren all diese Zahlenangaben bei der Kürze unseres Aufenthaltes im einzelnen nicht nachprüfbar, der allgemeine Eindruck, den wir vom Lebensstandard bekamen, bestätigt sie jedoch. Auf den Dächern sieht man viele Fernsehantennen – im Gegensatz zur Tschechoslowakei übrigens. Ein „Schaufensterbummel“ in Krakau ist übrigens keineswegs trostlos, nur selten findet man sowenig sorgfältige Dekorationen wie etwa in Ostberlin. Von Engpässen auf dem Ernährungssektor ist zumindest auf den ersten Blick nichts zu erkennen, und eine „Schlange“ habe ich nur am Zeitungskiosk vor unserem Hotel gesehen, wobei das kein Zeichen von Mangel, sondern ein Beispiel für Ordnung und Rücksichtnahme war. Wenn es nämlich etwas in Hülle und Fülle gibt in Polen, dann sind es Zeitungen (selbst westliche, vereinzelt kann man auch den „Spiegel“ mal entdecken).

In Krakau machen wir einen historischen Spaziergang durch die alte Stadt. Im Wawel, dem Krakauer Schloß der polnischen Könige, bestaunen wir Kunstwerke von Malern, Silberschmiedern und Teppich-Manufakturen. Nebenbei erhalten wir gleich Unterricht in polnischer Geschichte. Durch die berühmten Tuchhallen erreichen wir die Marienkirche mit ihrem weltbekannten Veit-Stoß-Altar. Viel zu kurz ist die Zeit bei einem Gespräch mit polnischen Studenten, zu dem wir tief in den Keller steigen müssen. Dieser Studenten-Club hat schon Atmosphäre – aber als das Gespräch welche bekommt, müssen wir abbrechen.

Beim Essen in der Vertragsgaststätte der staatlichen Touristen-Organisation merken wir wieder einen kleinen Unterschied zu den west- und mitteleuropäischen Verhältnissen. Nicht in der Qualität des Essens oder in der Größe der Portionen – wenn es auch manchmal ungewohnte oder sogar undefinierbare Speisen sind, man wird ohne weiteres satt davon. Der

„dicke“ schwarze Kaffee, der in einer Art Tee-glas serviert wird, fehlt dabei selten. Nein – es ist die Bedienung, die dem Ansturm der Touristen (vielleicht nur der westdeutschen) nicht ganz gewachsen ist. Aber das liegt wohl zum Großteil an den Sprachschwierigkeiten, in Prag z.B. herrschte eine geradezu wienerische Atmosphäre in dem Restaurant (Überbleibsel aus der Zeit des k.u.k. Österreichs?), und der Oberkellner spricht deutsch und war sehr freundlich, und wir wurden flott bedient.

Es wird scheinbar viel getanzt in Krakau. Mitten in der Woche war in unserem Lokal, auch ein paar Häuser weiter im nächsten, ein Trio am Werk, man bezahlte Eintritt und konnte dann sein Tanzbein schwingen. Aber nur bis 23 Uhr, dann ist Feierabend für die Musiker und auch für Alkohol! Man kann jedoch ausweichen: Es gibt einen vorwiegend von jungen Leuten, meist Studenten, besuchten „Nachtklub“ in Krakau. Auch hier zahlt man Eintritt und sieht dann – zwar keinen Striptease, aber auch keinen Volkstanz, wie das in anderen Ostblockländern angeblich der Fall sein soll. Im übrigen herrscht dort das gleiche Halbdunkel wie in derartigen Klubs bei uns. Getränke und Speisen sind entsprechend teuer, und selbst die Musik ist weitgehend die gleiche wie bei uns, nur klingt eben der Text des Schlagers vom „Hafen von Piräus“ in polnisch anders als in deutsch.

Das in jeder Hinsicht eindrucksvollste Erlebnis, der unbestreitbare Höhepunkt der ganzen Fahrt aber ist das Lager. In Birkenau wächst Gras zwischen den Baracken, den Gaskammern und über die Knochenreste bei den er-soffenen Gruben, in denen damals Zehntausende unter freiem Himmel verbrannt wurden (bis die Flugabwehr Einspruch erhob, weil die riesigen Feuer von Feindflugzeugen kilometerweit gesehen wurden). Es wächst aber kein Gras über die grausame Tatsache, daß hier beinahe vier Millionen Menschen vernichtet wurden, mit deutscher Gründlichkeit und sozusagen halbautomatisiert. Das war kein „einfaches KZ-Lager“, das war ein Vernichtungslager, das Vernichtungslager – die perfektionierte Hölle; hier wurde nicht einfach gemordet, hier wurden „Leichen produziert“.

Was bleibt uns zu tun? Wenig genug – wir legen einen Kranz nieder; einen an der Rampe in Birkenau, einen an der Erschießungswand

beim „Todesblock“ im „Stammlager“ Auschwitz. Kollege Angermeier von der Bezirksleitung München spricht ein paar Worte zum Gedenken und ein Gelöbnis. „Wir werden es nicht zulassen, daß wieder einmal...“ Nun, dann laßt uns an die Arbeit gehen, denn die Mörder sind noch immer unter uns – Eichmann und Höß haben es nicht allein getan!

Spät nachts kommen wir in Prag an. Ein paar Stunden Schlaf, dann Prag – die „goldene Stadt“, eine Besichtigungsfahrt. Wir spazieren durch den Hradschin, stehen an dem Fenster, das Geschichte machte; sehen den Pulverturm, die Karlsbrücke, die Moldau. Hoch über dem Fluß eine Ostblock-„Rarität“: das überdimensionale Stalin-Denkmal. Zwar ist der Abbruch des Ungetüms beschlossen, aber scheinbar ist das dem ZK der tschechischen KP zu teuer. Im Volksmund erzählt man sich: Die KP wartet, bis die steinernen Genossen hinter Stalin diesen in die Moldau schubsen.

Zu viert beschließen wir, am „freien“ Nachmittag nach Lidice zu fahren. In der Straßenbahn entspinnt sich folgendes kurzes Gespräch: „Habt Ihr genug zu essen?“ fragte ein etwa 55–60-jähriger Mann. Wir: „Ja, natürlich!“ „Habt Ihr genug Geld?“ fragte er weiter. „Naja, ja und nein“, sagten wir, „man ist nie zufrieden!“ Schließlich er: „Habt Ihr genug Krieg?“ Wir, mit der entsprechenden Handbewegung: „Mehr als genug – die Nase voll!“ Nach einer reichlichen halben Stunde Omnibusfahrt erreichen wir Lidice, jenen kleinen Ort, der nach dem Anschlag auf den SS-Führer Heydrich in Prag als Vergeltungsmaßnahme von den Nazis dem Erdboden gleichgemacht wurde. Alle Männer wurden erschossen, die Frauen schickte man ins KZ. Die Kinder wurden sortiert und die „eindeutschungsfähigen“ wurden ins Reich geschickt. Sie sind zum Teil noch heute verschollen. Für die Tschechen ist Lidice das, was für die Polen Auschwitz ist: die nationale Gedenkstätte.

Ich glaube, unser Besuch in Auschwitz, in Polen und der Tschechoslowakei hat alle Menschen beeindruckt, die uns dort gesehen oder gesprochen haben. Von uns selbst ist das mit Sicherheit zu sagen. Wir sind unserer Gewerkschaft dankbar dafür, daß sie diese Fahrt ermöglichte.

Weltjugendtreffen unter der Regie der UNO

Foto: UNO

Wir wissen es alle, daß unsere Welt klein geworden ist. Wir haben die technischen Möglichkeiten, in einem einzigen Tag den entferntesten Ort unserer Erde zu erreichen, wir haben die Möglichkeit, binnen weniger Minuten mit anderen Menschen in anderen Erdteilen zu sprechen, ja, es gibt die Kosmonauten, die sich anschicken, das Weltall zu erobern, aber wir haben offensichtlich immer noch zu wenig bemerkt, wie mangelhaft wir alle diese Möglichkeiten nützen, um die Menschen und die Völker dieser Welt einander näher zu bringen.

Zugegeben, es gibt bereits zahlreiche Versuche, bilaterale und multilaterale, ernsthafte und oberflächliche, ehrliche und propagandistische, glückliche und unglückliche, aber die großen geglätteten Anfänge brauchen immer wieder neue Impulse und stärkende Hilfe, um fortschreitend wirken zu können. Hier und heute wollen wir uns allerdings nicht mit den im Anfang bereits gelungenen Versuchen menschlicher Begegnung und Völkerverständigung beschäftigen, sondern einzig und allein mit einem Problem, das insbesondere die junge Generation bewegt und das bisher noch ungelöst geblieben ist.

Es ist die Frage nach einem Treffen der Jugend der Welt, die Frage nach einer wirklich repräsentativen Begegnung junger Menschen aus allen Ländern, unabhängig von ihrer Abstammung, ihrer Rasse, ihrer Sprache, ihres Geschlechts, ihrer Heimat und Herkunft, ihres Glaubens, ihrer religiösen und politischen Anschauung.

Über diese Frage haben seit Jahren und wieder einmal verstärkt im Anschluß an die kommunistisch inspirierten Weltjugendfestspiele kluge und weniger kluge Leute geschrieben. Einige von ihnen haben sich sogar Gedanken gemacht. Einige davon sind wiederum auf der Oberfläche herumgeplätschert, so, als ob es darauf ankäme, nur ein bißchen Wind und ein paar Wellen zu machen. Gott sei Dank gab es aber auch insbesondere junge Menschen, innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik Deutschland, die sich mit dem Problem eines Weltjugendtreffens so ernsthaft und tiefgehend befaßten, wie es dieses Problem verdient, behandelt zu werden.

Zweifelloso gehört zu einer ernsthaften Auseinandersetzung über dieses Problem auch eine kurze Betrachtung der kommunistisch inspirierten „Weltjugendspiele“. Dies um so mehr, als es auch bei uns in der Bundesrepublik Deutschland Vorstellungen über dieses Treffen gibt, die gelinde gesagt entweder an der Oberfläche verbleiben oder aber einfach bewußt oder unbewußt an den Dingen vorbeigehen. Es wird vereinzelt so getan, als ob es möglich wäre, ohne Unterschied der politischen Anschauung gleichberechtigt und mitbestimmend an diesen Jugendspielen teilzunehmen. Einige andere Stimmen meinen, daß man das Bestehen des Festivals trotz seiner eklatanten Einseitigkeit doch anerkennen sollte und durch Teilnahme aus dem großen Übel ein kleines machen könne.

Wollen wir uns einmal mit diesen Äußerungen beschäftigen und dabei die bisherige Praxis der „Weltjugendspiele“ unter die Lupe nehmen. Wie die bisherigen sieben Weltjugendspiele, so wurde auch das VIII. Festspiel in Helsinki von einem „Internationalen Komitee“ einberufen. Dieses Komitee, das die gesamte Organisation, also die Vorbereitung wie die Durchführung des Festivals bestimmt, setzt sich zusammen aus Jugendfunktionären, die entweder in den Ostblockländern oder aber in den kommunistischen Parteien außerhalb des Ostblocks, beziehungsweise in Parteien, die dem Kommunismus nahestehen, führende Positionen innehaben. Sie sind fast alle Funktionäre der beiden kommunistisch gelenkten internationalen Jugendvereinigungen: „Weltbund demokratischer Jugend“ (WFDY) und „Internationale Studentenunion“ (IUS).



Wer nur ein wenig von Politik versteht, wird nach Kenntnis dieses Tatbestandes nicht mehr erklären können, daß hier Gleichberechtigung und Mitbestimmung, gleiche Spielregeln und gleicher Einfluß möglich ist. Aber, so ist man bereit zu argumentieren: diese Dinge sind ja alle gar nicht so wichtig, man kann ja auch über informelle Gespräche und über sogenannte „Freundschaftstreffen“ eine Menge erreichen. Eine nicht gerade kluge Idee. Denn ihre Realisierung hängt in jedem Fall von den Veranstaltern ab. Diese können jederzeit die Leine kürzer oder länger lassen, sie können derartige Diskussionsmöglichkeiten sehr viel oder sehr wenig oder nahezu gar keinen Raum geben. Es ist eben eine besonders in Deutschland verbreitete Krankheit, daß man glaubt, die Kommunisten wären so dumm, als daß sie sich durch kleine Tricks beeindrucken ließen. Im Gegenteil, sie wissen ziemlich genau, was sie wollen. Helsinki war wieder einmal ein Paradestück dafür. Nicht die Sowjets, nicht die Chinesen, auch nicht die anderen Ostblockstaaten machten zum Beispiel sichtbare politische Beeinflussung mit der Holzhammermethode, sie übergaben dieses Mittel vielmehr an einige ausgesuchte junge Leute aus den Entwicklungsländern. Erstens ist das weitaus wirkungsvoller und zweitens kann man mit dem Gesicht eines Unschuldengels sogenannte „Sympathiewerbung“ betreiben. Diese

Methode war zuweilen so offensichtlich, daß sie sogar von einigen Kommunisten als peinlich empfunden wurde.

Die Mehrheit der Nichtkommunisten aus den Entwicklungsländern hat vor allem die Einseitigkeit des Festivals in Fragen der Politik und die alles andere als repräsentative Zusammensetzung der Teilnehmer bedauert. Nahezu einhellig vertraten sie die Auffassung, daß ihnen ein Weltjugendtreffen weit lieber wäre, das wirklich repräsentativ die Jugend der Welt miteinander sprechen läßt.

Ziehen wir das Fazit aus dieser kurzen Betrachtung, so ergibt sich, daß eine Teilnahme, auch als Beobachter an den kommunistisch inspirierten „Weltjugendspielen“ für alle, die die Demokratie ernst nehmen und gleichzeitig an einem wirklich repräsentativen Weltjugendtreffen Interesse haben, völlig indiskutabel ist. Die Erkenntnis dieses Tatbestandes ist aber gleichzeitig eine Verpflichtung für alle jungen Menschen in der ganzen Welt.

Am Beginn unseres Artikels haben wir gesagt, daß es darauf ankommt, Möglichkeiten zu finden, die Menschen und die Völker dieser Welt einander näher zu bringen. Die einzige momentan sichtbare Chance für die junge Generation besteht darin, ein Weltjugendtreffen zu

organisieren, das unter der Regie der UNO oder der UNESCO veranstaltet wird und an dem die Jugend aller Völker gleichberechtigt und wirklich repräsentativ teilnimmt. Dieser offensive Vorstoß der Jugend muß von uns allen gewagt werden. Die Jugend aus Afrika, Asien und Südamerika, aber auch die Jugend aus den westlichen Ländern hat keinen Anlaß, der Auseinandersetzung mit den Kommunisten aus dem Wege zu gehen, wenn die Voraussetzungen der Auseinandersetzung für alle die gleichen sind. Wir wissen, daß wir gerade wegen unserer verschiedenen Auffassungen und der Vielfarbigkeit unserer Meinungen den Kommunisten haushoch überlegen sind. Freilich, die Kommunisten glauben das Gegenteil. Wenn das aber so ist, dann dürfte es auch ihnen nicht schwerfallen, an einem Weltjugendtreffen unter der Regie der UNO teilzunehmen. Wenn sie aber den Mut dazu nicht haben sollten, so werden sie über kurz oder lang gar nicht anders können und notwendigerweise mitmachen müssen. Die Initiative würde dann bei denen liegen, die tatsächlich wollen, daß sich die Jugend der ganzen Welt unvoreingenommen begegnet; ohne Propaganda und ohne den Versuch der einseitigen politischen Beeinflussung.

Waldemar Ritter

Brückenbauer und Lehrer

Algerische Dichtung
in der Übergangszeit

Von Werner Plum

Aus allen Gassen und Häusern schrillte andalusische Volksmusik. In den Cafés hockten Greise, in lange, weiße Gewänder gehüllt, und Jugendliche in Blue jeans um niedrige Tische herum. Sie spielten Domino, ein altes Nationalspiel der Algerier.

So lernte ich im ersten Jahr der algerischen Revolution die „Kasbah“, den muselmanischen Stadtteil Algiers, kennen. Die Kriegslasten waren damals noch nicht schwer. Die Umstände erlaubten immerhin, noch verhalten sich an Spielen und Liedern zu freuen. Begleitet von dem algerischen Theaterregisseur Kader Safiri trat ich in den Vorraum eines Cafés. Ein Bettler hockte vor dem Eingang, ein alter Mann mit vollem Bart. Seine Kleider waren verschlissen.

„Soll ich dir eine Geschichte erzählen? Eine Geschichte von uns Algeriern und von euch Europäern?“ Der Bettler zupfte mich am Hosenbein.

Wir nahmen an einem leeren Tisch Platz. Mit weit ausholender Geste fing er an: „Es war einmal ein reicher Kaufmann hier in Algier. Der ging zu Fuß durch das Land. Durstig und hungrig trat er vor ein Gasthaus. Ein Schild hing über der Tür: Tritt ein Wanderer, was du heute verzehrst, bezahlst morgen dein Sohn.“ Der Erzähler unterbrach seine Geschichte, denn der Kellner brachte gerade heißen, würzigen Tee in winzigen Gläsern. Dann blinzelte mich der Alte an und fuhr fort:

„Natürlich ließ sich der reiche Kaufmann nicht zweimal auffordern. Er bestellte das beste Stück vom Hammel, gezuckerte und gebratene Hühnchen, Apfelsinen, Mandeln, Datteln. Dann wollte er weggehen, ohne die Zeche zu bezahlen. Der Wirt aber zog ihn an seinem langen Mantel zurück und schüttelte zornig den Kopf. „Natürlich“, sagte der Wirt, „später einmal wird dein Sohn hier vorbeikommen und deine Zeche bezahlen. Ich fürchte übrigens, es wird ein hoher Preis sein. Aber heute bezahlst du die Schulden deines Vaters“. Der Kaufmann zog verschämt die Börse.“

Ich wollte von dem Alten wissen, was diese Geschichte mit uns Europäern zu tun habe.

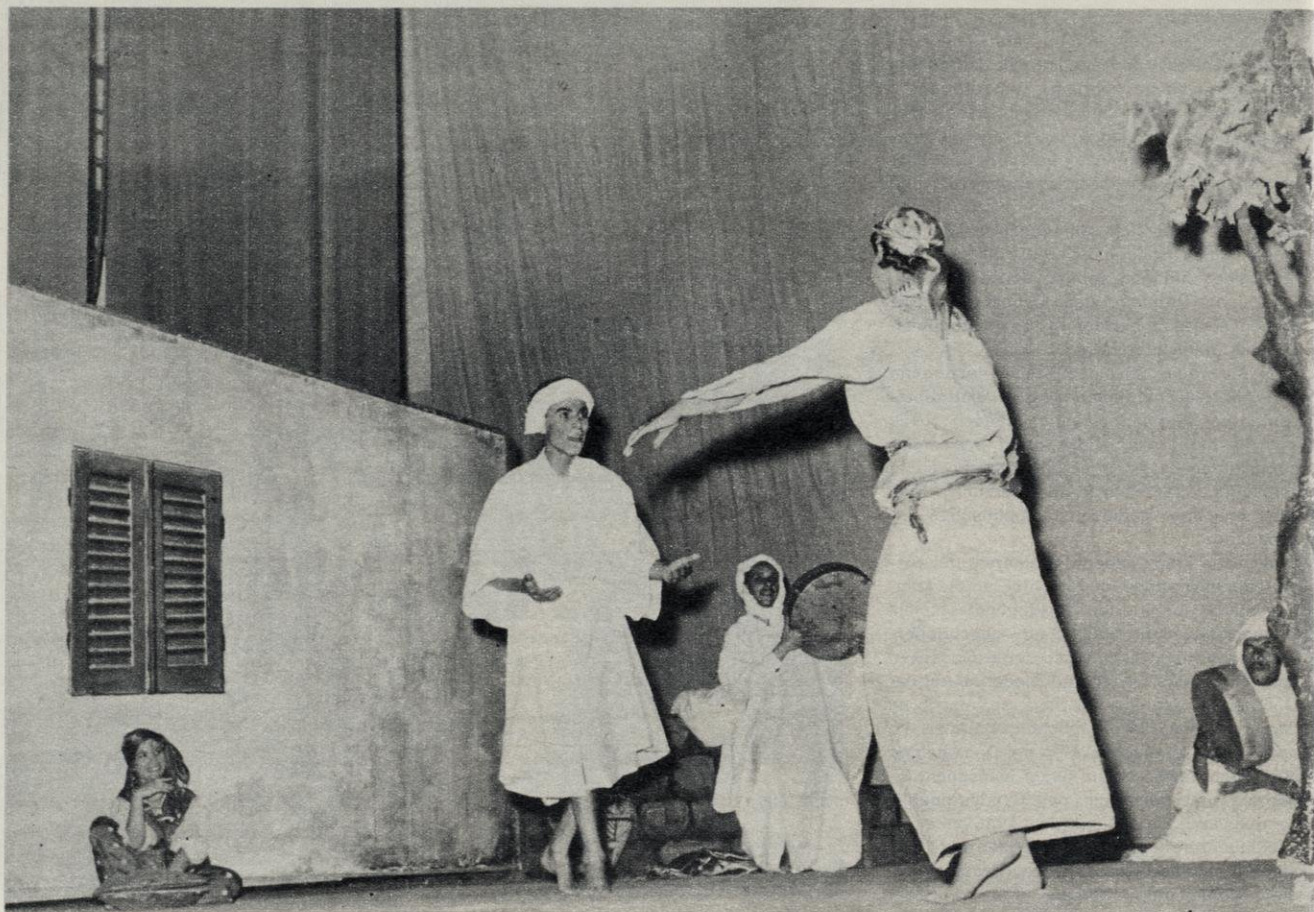
„Weil ihr Europäer so seid wie dieser Kaufmann. Gedankenlos habt ihr bei uns in Nordafrika Schulden gemacht. Aber eines Tages müssen eure Söhne für eure Schulden zahlen. Ich bin sicher, der Preis wird nicht gering sein.“

Ich war zum erstenmal mit einer Volkskunst bekannt geworden, die damals noch hohes Ansehen in Algerien genoß, die mündlich überlieferte, von Generation zu Generation, von Dorf zu Dorf, von einem Zeltplatz der Nomaden zum anderen, weitergegeben. Diese Geschichten sind oft sehr lang, „abendfüllend“. Sie wiederholen sich noch und noch. Die Atmosphäre bleibt die gleiche: Es sind pfiffige Erzählungen von tölpischen und klugen Kaufleuten, melancholische Geschichten glücklicher oder unglücklicher Liebe.

Nur: 1954 kam ein neuer Zug in die Volksdichtung. Es ging nun nicht mehr nur um Kaufmannsstreiche und Liebesabenteuer, es ging um die Revolution. Ganz wie von selbst mischten sich Probleme der europäischen Kolonisation, der Anwesenheit Frankreichs in die Geschichten ein.

Zum erstenmal hat Lucius Apulius (125 bis 180 nach Christi) nordafrikanische Volksdichtung in seinem Buch „Der goldene Esel“ (deutsche Übersetzung: Goldmanns gelbe Taschenbücher, Band 476, München 1958) gesammelt. In algerischen Dörfern habe ich Bänkelsänger gehört, die von Apulius nichts wußten, die nicht Lesen und Schreiben konnten, die mir aber Schwänke erzählten, die ich zuvor im „Goldenen Esel“ gelesen hatte; einzig die Form war modernisiert. Es waren nun Streiche, die algerische Bauern französischen Soldaten spielten.

Diese fast vergessene, aber doch nicht verlorene Volksdichtung griff 1958 Mustapha Kateb auf, als er im Auftrag der FLN seine „Nationale Künstlertruppe Algeriens“ schuf. In Algerien heißt Till Eulenspiegel „Dscheha“. Dscheha nun wurde von Mustapha Kateb auf die Bühne geholt. Das war eine Revolution, denn bislang war Theaterspiel in der muselmanischen Welt verpönt, und es hatte in Ägypten wie in Marokko schwer, sich durchzusetzen.



Dscheha hat übrigens zahlreiche Verwandte in Europa, nicht nur Till Eulenspiegel. Mustapha Kateb merkte bald, daß die Bauern, nun Soldaten der Nationalen Befreiungsarmee, auch die Stücke von Bert Brecht und Molière verstehen, wenn sie vorher einen Schwank Deschehas auf der Bühne erlebt hatten. Von den europäischen Stückschreibern war es nun ein kurzer Weg zu den algerischen Autoren des Volkstheaters. Abdelhalim Reis schrieb zahlreiche Stücke für die „Nationale Künstlertruppe Algeriens“. Sein bekanntestes war „Die Kinder der Kasbah“. Der Befreiungskampf Algeriens füllte jetzt ganz die junge Theaterkunst aus. Die Stücke sind nicht für „großes“ Publikum geschrieben. Sie sind keine Kunstwerke und beanspruchen auch nicht, solche zu sein. Sowenig wie die Erzählungen Dschehas eignen sich die algerischen Theaterszenen für europäische Hörer.

„Die Kinder der Kasbah“ führen in das Leben der „Ratten“, der Widerstandskämpfer ein:

Mériem: Du bist müde, Vater, du solltest keine Besorgungen mehr machen.

Hamdane: Was bleibt einem Vater übrig, der alle Söhne verlor? Omar wird von einer Fluchtstätte zur anderen gejagt. Tewfiq ... ach, ja, wie geht es ihm heute?

Mériem: Er schläft. In der Nacht hatte er kein Auge geschlossen. Die Schmerzen sind zu groß, um Schlaf finden zu können. Sie haben ihn arg gefoltert.

Hamdane: Diese Barbaren! Omar werden sie nicht finden. Statt seiner haben sie sich des Bruders bemächtigt. Allah schütze uns und den armen Hamid.

Mériem: Er ist im Konzentrationslager. Dort lebt er wenigstens unter seinen Brüdern und Freunden. Er hat immerhin ein Asyl.

Hamdane: Ja, zum Glück haben sie nichts Belastendes gefunden. Er ist verhaftet worden, als man ihn beim Geldsammeln überraschte. Das rettete ihn. Seine Gesundheit hat sich im Lager verbessert. Bei unserem letzten Besuch in der vergangenen Woche hatte ich sogar den Eindruck, er wird dicker. Mutter behauptet zwar das Gegenteil ... (Es klopft an der Tür.)

der Revolution und in der Kolonialzeit hinderten sie die Algerier auf 1000 verschiedene Weisen, sich auszubilden. Heute sperren sie, sozusagen um unseren Kampf zu lähmen, unsere Elite ins Lager ein. Und was macht man da? Man lernt Sprachen und erhält politischen Unterricht. So glauben die Franzosen, uns näher zu kommen. Manchmal frage ich mich, ob die wirklich wissen, was sie tun.

Tewfiq: Nein, Omar, die Europäer leben in einem Traum. Sie werden von den Schatten

... wer mag das sein?

Briefträger (von draußen): Post ... für Herrn Tewfiq ben Rif.

Hamdane: Für meinen Sohn?

Briefträger (tritt ein): Ich muß ihn leider persönlich aushändigen. Wohnen Sie allein in diesem Haus? Es ist recht gemütlich hier.

Hamdane: Ja, wenn dieses Haus nicht eine öffentliche Halle geworden wäre, in der Tag und Nacht Soldaten herumstampfen.

Briefträger: Waren heute schon Soldaten hier gewesen?

Hamdane: Nein, bisher hatten wir Ruhe. Aber was geht das Sie an?

Tewfiq (tritt ein, mit gebrochener Stimme): Du hast einen Brief für mich?

Briefträger: Der Brief war nur ein Vorwand. Jemand möchte sich mit dir unterhalten. Ich wollte nur feststellen, ob ihr allein seid. Dein Bruder steht draußen und will dir eine Botschaft überbringen.

Omar: As sallam aleikum. Friede euch allen miteinander!

Tewfiq: Omar, bist du nur gekommen, um uns zu sehen? Warum setzt du dich dieser Gefahr aus? Nachrichten über uns könntest du auch auf anderem Weg erhalten.

Omar: Nein, Tewfiq, wir hatten erfahren, daß man dich bei der Polizei freigelassen hat. Ich möchte deshalb mit dir sprechen und bei der Gelegenheit die ganze Familie wiedersehen. Wie geht es übrigens Hamid?

Hamdane: Er ist im Lager, aber es geht ihm gut. Wir haben ihn besucht. Er lernt jetzt Arabisch und Englisch. (Omar lacht hell auf.) Warum lachst du?

Omar: Oh, wie blind sind die Franzosen. Vor

ihrer Vergangenheit verfolgt und kultivieren einen Hochmut, der sie blendet.

Omar: Lassen wir das, Tewfiq, hast du sehr gelitten?

Tewfiq: Ja und nein. Ich bekam meinen Teil wie alle anderen. Um Mitternacht kamen sie hierher, um dich zu suchen. Da sie dich nicht fanden, nahmen sie mich mit. Den Rest kennst du.

Omar: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Zur Sache: Wir sind sicher, daß du nur vorläufig aus der Haft entlassen bist. Man wird dich erneut festnehmen. Darum unser Befehl: In einer Stunde sollst du vor dem Kino „Donyazed“ sein. Dort steht ein Wagen, Modell Aronde, Kennzeichen 560 A1 91. Am Steuer sitzt jemand, der liest die Zeitung „L'Echo d'Algier“. Du besteigst den Wagen. Er wird dich in Sicherheit bringen.

(Heftiges Klopfen an der Tür.)

Polizist: Polizei, öffnen, Polizei.

Omar: Unsere Freunde haben sich nicht getäuscht. Sie wußten, daß die Polizei wiederkommen wird.

Polizist: Wird's bald da drinnen?

Tewfiq: Omar, klettere sofort nach oben. Ich bin gewiß, ein zweites Mal halte ich das nicht mehr durch. Wenn sie mich verhaften, schieße zuerst auf mich, dann auf die Polizisten.

Omar: Das kann ich nicht, Tewfiq, du mein Bruder.

Tewfiq: Ich gebe dir den Befehl.

Polizist: Aufmachen, sonst schlagen wir der Laden zusammen.

Es gibt eigentlich zwei verschiedene Arten algerischer Dichtung, die beide jahrhundertlang nichts miteinander gemein hatten: die münd-

Romeo und Julia in der Schmiede

lich überlieferte Volksdichtung, übertragen und gesprochen in berberischen oder arabischen Dialekten, und die akademische Literatur arabischer Schriftgelehrter (Ulemas) und Schriftsteller (Katebs). Beide verbanden sich erst jüngst in der Revolution miteinander. Triebkräfte dieser Begegnung waren algerische Oberschüler, die französische Schulen besuchten. Äußerer Anlaß dieses Impulses war den Gymnasiasten ein schockierendes Ereignis am 8. Mai 1945. Damals wollten die Algerier den Sieg über die Achsenmächte und ihre erhoffte Freiheit feiern. Doch französische Polizisten richteten unter ihnen ein Blutbad an, bei dem nach vorsichtigen Schätzungen des amerikanischen Konsulats 40000 Muselmanen ihr Leben ließen.

Dieses Ereignis erschütterte das frische Vertrauen algerischer Schüler in den europäischen Humanismus. 1946 schrieb der damals 17jährige Kateb Yacine seine ersten Gedichte; „Selbstgespräche“ nannte er sie:

**Jetzt fühl ich besser die Bedrückung allüberall,
Jetzt, wo das kleinste Wort
mehr wiegt als eine Träne.
Ich sehe mein Land, und ich sehe, wie arm es ist.
Und ich sehe: Es ist voll enthaupteter Männer,
diese Männer, denen ich jedem einzelnen
in meinem Kopf begegne.
Sie sind vor uns, und wir haben keine Zeit,
ihnen zu folgen.**

Französische Verleger und französische Zeitschriften veröffentlichten zahlreiche Gedichte der verwirrten und gequälten Jugend Algeriens. Henri Krea, geboren 1933 in Algier, Jean Senac, geboren 1936 in Béni-Saf bei Oran, Malek Haddad, geboren 1927 in Constantine, Assia Djébar, geboren 1936 in Algier, hatten alle ihre ersten Bücher, Gedichte und Romane, veröffentlicht, noch bevor sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten. Ihre Sprache war hart; so Henri Krea:

**Dichtung noch nie war man so leicht bereit
deine Bestimmungen zu vergessen
noch nie warst du so müßiger Vorwand
dem kleinsten Straßenhändler der ästhetischen Zeitungen
mit dir spielen die Maschinisten
ihre Pokerpartien
du bist ein bequemes Schlagwort
wie Coca-Cola oder ein chinesisches Restaurant
sie verwechseln deinen Kraftstoff mit dem
der Petroleum-Gesellschaften**

**Dichtung fordere heraus den Sieger
der unstenen Zeit
Windkraut mache deine Angst geschmeidig
denn deine Ewigkeit ist nichts als ein Pfeifen
in der Geschichte
allein es bleibt dir keine Entschuldigung
deiner Gäste nach dem Gastmahl
du bist nicht der Widerschein platter Parodien
der hübschen Herzen kleiner Bürger
du bist kein Ersatzspiel
Spiegel zum Nachhaken
du bist nicht die
GROSSE ENTSCULDIGUNG**

**Dichtung du bist der Hebel der Revolution
eines Volkes Ozean der aufbrandet
gegen die Sandburgen des Geldes
du bist das Wort der Analphabeten
die mutige Bestürmung des Gewissens**

**Dichtung jetzt schleife
auf den Mühlsteinen der Verzweiflung**

schinde den sterblichen Körper des Übels!

Doch der Sturm dieser algerischen Oberschüler gegen das stumpfe Gewissen Europas hielt nicht lange an. In den ersten Revolutionsjahren mußten sie zu der Erkenntnis finden, daß wir Europäer nicht von der Kraft ihrer Gedanken, sondern nur von den Maschinenpistolen ihrer Partisanen beeindruckt wurden. Sie gewannen den Eindruck, daß Europäern „Freiheit“ nur Gebrauchsware tagespolitischer Propaganda sei, im übrigen hierzulande aber einzig die „Fakten“ wiegen. So wandelte sich auch seit 1959 der Charakter algerischer Literatur: Tatsachenberichte, Biographien, sozial- und kulturpolitische Thesen algerischer Schriftsteller überfluteten den europäischen Büchermarkt.

Am Wendepunkt dieser Entwicklung stand ein Buch des jungen Wahlgeriers Frantz Fanon „Die Verdammten der Erde“. Fanon war 1925 auf der Insel Martinique geboren. Er hatte in Frankreich Medizin studiert. Sehr früh fand er den Weg zur algerischen FLN. Als Arzt, Redakteur, Diplomat und Schriftsteller zählte Fanon zu den geistigen Führern der Revolution, als er im Dezember 1961 an Krebs starb. Als der Algerienkrieg im Frühjahr 1962 zu Ende ging, hatten die algerischen Dichter neue Bestimmungen gefunden. Die älteren unter ihnen, die im Schatten des ersten Weltkrieges Geborenen, Mohammed Dib, Mouloud Feraoun, Mouloud Mammeri, standen im Schuldienst. Die jüngeren, aus der „Generation der Übergangszeit“, trafen sich in Redaktionen afrikanischer Zeitungen wieder. Sie hatten den „neuen“ Schriftstellern, Zugang jetzt weniger zum europäischen als zum afrikanischen Büchermarkt zu gewinnen. Kouriba Nabhani schrieb 1962 mit marokkanischer Unterstützung den algerischen „Prometheus“. Mohammed Boudia bereitete in diesem Sommer, angeregt von dem Regisseur Mustafa Kateb, sein erstes Theaterstück „Die Geburt“ vor. Nordine Tidaï veröffentlichte in einem tunesischen Verlag, eingeführt von Henri Krea, eine Sammlung erster Gedichte „Immer das Vaterland“.

Gesprächsstoff ist nicht mehr der nun unterworfenen Kolonialismus. Heute ist die Geburt der jungen Nation Leitgedanke algerischer Schriftsteller. Tidaï:

**Wer bist, Algerien? Verbranntes Salz der Jahrhunderte, Kapsel der Armseligkeiten?
Im Urteilsspruch der Winterabende tropfen
von deinem Herzen ungestüme Wehen.**

Fast schien es, als habe sich zwischen der Geisteswelt Algeriens und Europas eine Kluft aufgetan, die nicht mehr zu überschreiten sei. Da geschah am 15. März 1962 um 10 Uhr am Stadtrand von Algier in El Biar ein schauderhaftes Verbrechen, dessen Dämonie Algerien und Franzosen an gemeinsame Gefahren, aber auch an gemeinsame Freunde erinnerte. Schergen der OAS waren in eine Versammlung algerischer Erwachsenenpädagogen gedrungen. Sie führten Mouloud Feraoun, den angesehensten Dichter aus dem Hochgebirge der Kabylei, zusammen mit fünf seiner Freunde in den Vorhof. Dort wurden alle „hingerichtet“. Ihre einzige Schuld war, dem algerischen Volk Wissen, Lesen und Schreiben beigebracht zu haben. Überall in Frankreich, bei der Linken wie bei der Rechten, brach eine Welle des Zornes und der Beschämung aus. Diese Brandung fand ihr Echo bei den Revolutionären in Algerien. Algerische Studenten erfuhren Verständnis in der französischen Lehrgewerkschaft, algerische Schriftsteller erlebten die Solidarität ihrer französischen Verleger. In diesen Tagen erfuhr man in Constantine wie in Grenoble, in Algier und in Paris, daß die Literatur doch noch ein letzter Brückenpfeiler zwischen Algerien und Frankreich ist.

**Unser Foto zeigt Mitglieder
der Nationalen Künstlertruppe Algeriens**

Auch Heiratsparadiese haben ihre Rekorde. In Gretna Green wurde kürzlich das dreihundertste Paar in diesem Jahr getraut. Als Romeo und Julia traten ein italienischer Zimmermann und eine achtzehnjährige Buchhalterin aus Frankfurt vor den Amboß des schottischen Eheschmiedes. Die beiden wählten diesen immer beliebter werdenden Umweg ins Eheglück aus der üblichen Zwangslage heraus – ihre Eltern waren gegen die Verbindung.

Sicher haben der Zimmermann Angelo und seine Ursula während der Trauungszeremonie händchenhaltend daran gedacht, wie sehr ihr Schicksal doch dem der berühmten Liebenden von Verona gleicht. Diesen Vergleich ziehen wohl die meisten, die zum Schmied von Gretna



Green kommen. Alle diese Paare treten unter demselben Aspekt an wie jene, die zum Symbol der Liebe überhaupt wurden.

Leider aber hört die Parallele dann sehr rasch auf. Und das ist etwas, was die modernen Romeos und Julias im schottischen Eheparadies gewöhnlich übersehen. Dazu muß man sich die Geschichte der Liebenden von Verona einmal in unsere gegenwärtigen Verhältnisse übersetzen. Man muß sich vorstellen, daß sich Romeo Montague im Jahre 1962 auf einer Party in die hübsche Julia Capulet verliebt. In derselben Nacht noch stellen sie fest, daß es die ganz große Liebe ist, und beschließen zu heiraten. Die Eltern verbieten es, aber was nützt das schon. Sie heben ihre Sparbücher ab und fahren mit dem nächsten Fernschnellzug nach Gretna Green. Dann machen sie, solange das Geld reicht, noch ein bißchen Flitterwochen. Und eines Tages sind sie wieder in Verona. Denn die Geschichte mit dem Schlafmittel und dem fingierten Begräbnis hätten sie ja heute nicht mehr nötig. Sie sind und bleiben (allein schon auf Grund des italienischen Ehegesetzes) verheiratet, ob ihren Eltern das nun paßt oder nicht. Jetzt mieten sie eine Wohnung, zwei Zimmer für den Anfang, und Romeo sucht sich einen Job.

Julia ist nun den ganzen Tag allein. Am Abend gehen sie manchmal ins Kino. Aber meist ist Romeo müde, oder er will fernsehen. Raten sind zu bezahlen, Nachwuchs kommt, Julia braucht eine Waschmaschine für die Windeln, das zweite Zimmer ist noch nicht eingerichtet...

Eines Tages fängt Romeo heimlich zu rechnen an. Dabei stellt er nicht ohne eine gewisse Bitternis fest, daß sein Gehalt, das für drei Personen hinten und vorne nicht reicht, ihm allein ein ganz flottes Leben gestatten würde. Natürlich sagt er Julia nichts von derartigen Überlegungen. Aber sie bemerkt, daß er sich auf der Straße nach anderen Mädchen umdreht. Beim fünftenmal macht sie ihm eine Szene, und diese Szene fällt doppelt heftig aus, weil auch ihr inzwischen klageworden ist, daß sie eigentlich noch gar nichts erlebt hat – nur ihren Romeo. Trotzdem wäre ja alles gut, würde er sie nur noch genauso lieben wie am ersten Tag...

Aber wo ist die große Liebe geblieben? Zerrieben zwischen den Mahlsteinen Gewohn-

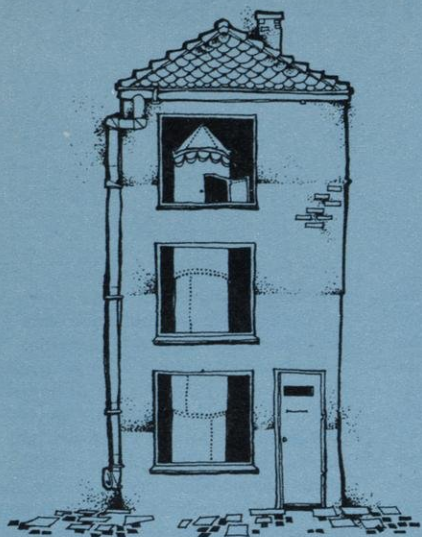
heit, abgetragen im Alltag, zerschissen, verbraucht.

Nirgends bleibt mehr davon übrig, das ist nun leider einmal so auf der Welt. Wenn sie das begreifen, sind sie schon mitten auf der großen Durststrecke. Nun geht es so weiter, Jahr um Jahr, immer weiter, und eines Tages – wenn es ganz gut geht, im allerbesten Fall! – dämmert ihnen, worauf es jetzt einzig und allein noch ankommt; nämlich nur noch darauf, mit Abstand und in Würde miteinander alt zu werden.

Kein Shakespeare hat die beiden dann zu Helden eines unsterblichen Trauerspiels gemacht, nicht der kleinste Zeitungsschreiber hat jemals auch nur einen einzigen Tropfen Tinte an sie verschwendet. Und doch waren sie einmal Romeo und Julia – damals, als sie ihre Sparbücher plünderten und mit dem Fernschnellzug nach Gretna Green fuhren... So etwa muß man sich das ausdenken, um zu merken, daß die historischen Liebenden von Verona ihren Glorienschein eigentlich nur dem Umstand verdanken, daß sie kurz nach ihrer Hochzeit durch eine tragische Verkettung der Umstände ums Leben kamen.

Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß sich unsere verliebten jungen Paare in Gretna Green die Geschichte jemals so ausdenken werden; es wäre ja ihre eigene Geschichte, die gerade dort anfängt, wo die von Romeo und Julia bereits zu Ende ist.

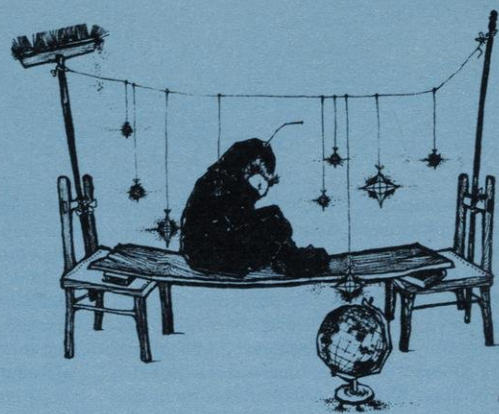
Gerd Angermann



Bauen Sie Ihr Raumschiff am besten zu Hause. Da stört Sie keiner.



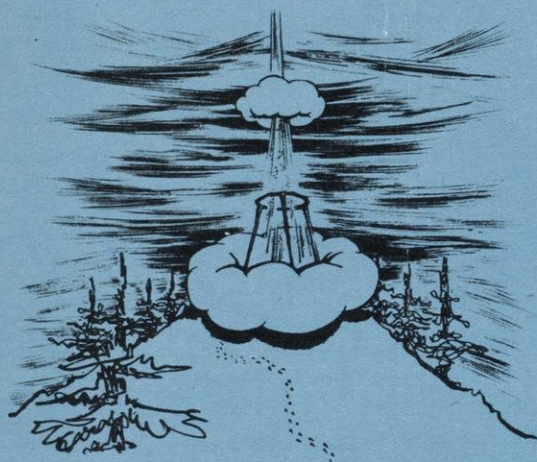
Überprüfen Sie den Raumanzug, denn er muß luftdicht sein.



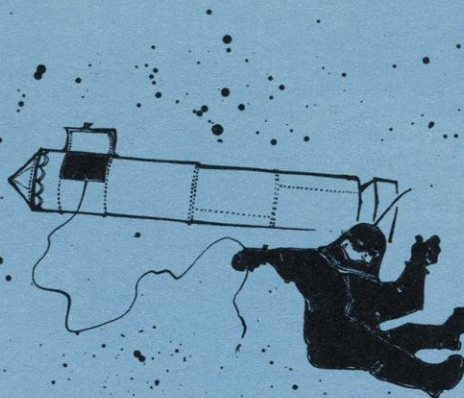
Gewöhnen Sie sich schon in Ihrem Heim an Weltraum-atmosphäre.

Fahren Sie Raum

Von Johannes Pohl (von links nach rechts anzuschauen)



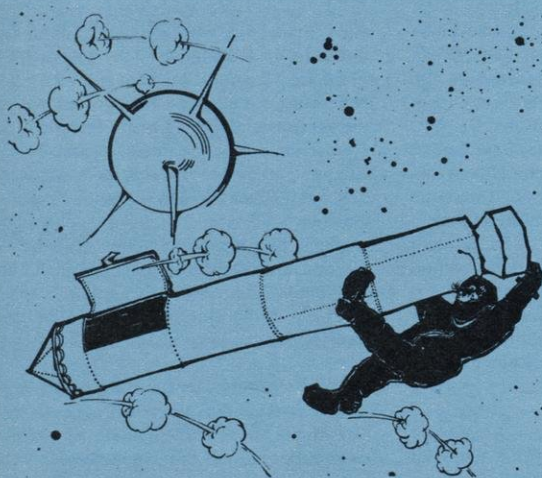
Zählen Sie nicht eins – zwei – drei –, sondern drei – zwei – eins – dann los!



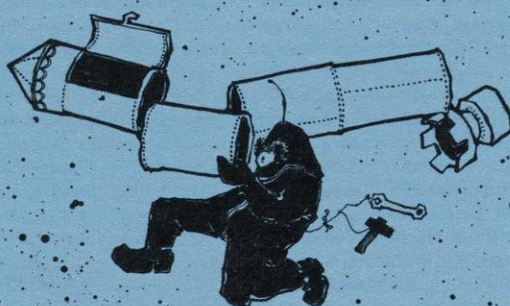
Knüpfen Sie sich an einer Wäscheleine fest, bevor Sie den Kosmos betreten. (Abtreibungsgefahr!)



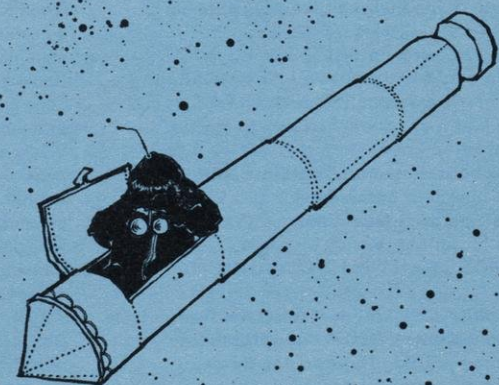
Fotografieren Sie in aller Ruhe das All.



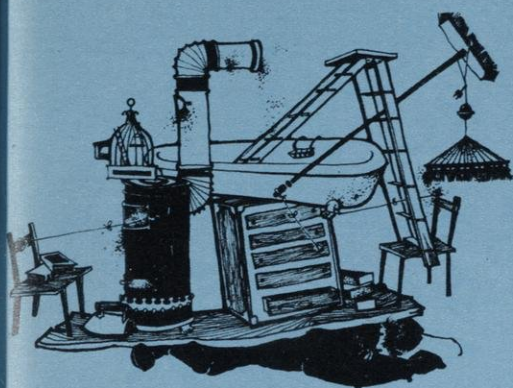
Weichen Sie rechtzeitig dem Gegenverkehr aus – nur so vermeiden Sie Weltraumunfälle.



Nehmen Sie bei der Kontrolle nicht das Raumschiff ganz auseinander! Das Zusammenfügen bei Schwerelosigkeit ist schwer!



Peilen Sie Ihren heimatlichen Waldhügel genauestens an.



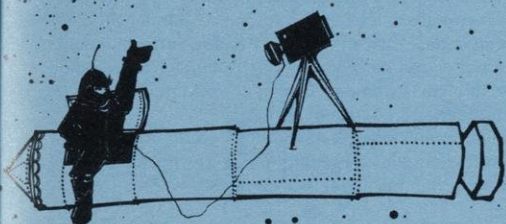
raum- Trainieren Sie täglich, damit Sie hohem Druck gewachsen sind.



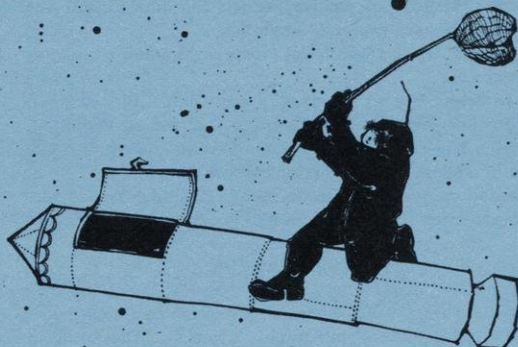
Schweben Sie mehrmals stündlich. Nur Mut – es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen!



Suchen Sie sich einen geeigneten Startplatz.



Denken Sie an ein wirkungsvolles Selbstporträt.



Bringen Sie ein Souvenir mit. Kleiner Stern genügt!



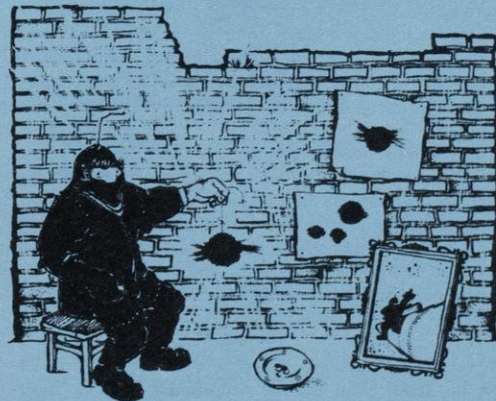
Halten Sie den Weltraum sauber!



Falsches Landen (im Garten des Nachbarn oder im Ozean) bringt Ihnen Unannehmlichkeiten.



Vorsicht beim Verlassen des Raumschiffes! Auch die letzten Meter wollen behutsam genommen sein.



Nach der Raumreise ist Bescheidenheit fehl am Platze; schlagen Sie aus Ihrem Erfolg Kapital!

Lokomotive 38, der Ojibway

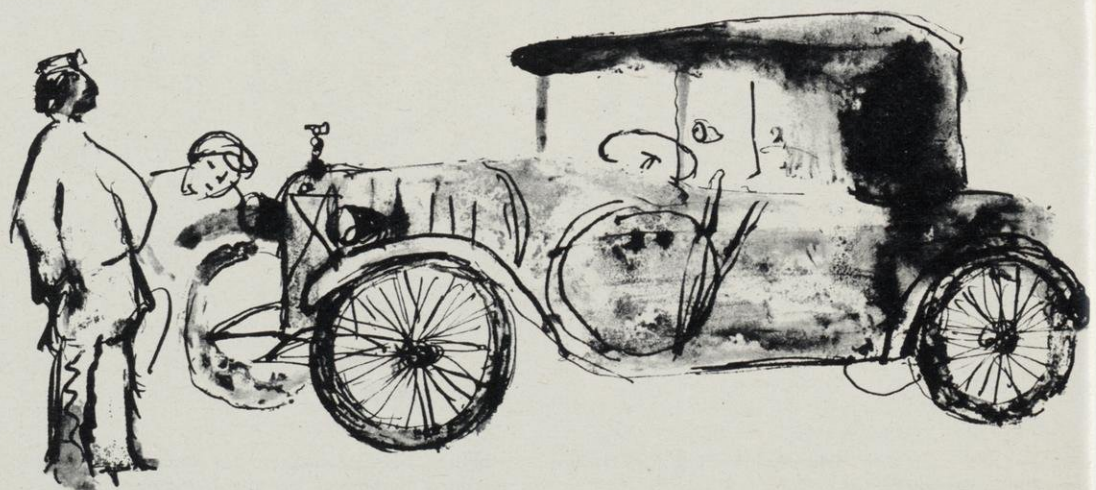


Erzählung von William Saroyan

Eines Tages kam ein Mann auf einem Esel in die Stadt geritten und begann in der Volksbibliothek herumzulangern, wo ich damals die meiste Zeit zuzubringen pflegte. Es war ein großgewachsener, junger Indianer vom Stamme der Ojibways. Er sagte mir, er heiße Lokomotive 38. Jedermann in der Stadt glaubte, er sei aus einer Anstalt entsprungen. Am sechsten Tage nach seiner Ankunft in der Stadt wurde sein Tier in der Tulare-Street durch einen Trolley-Bus angefahren. Es brach auf dem Pflaster zusammen, fiel auf das Bein des Indianers, stöhnte und starb. Als der Indianer sein Bein frei gemacht hatte, stand er auf und hinkte in eine Eckbar und bestellte ein Ferngespräch. Er sprach mit seinem Bruder in Oklahoma. Das Gespräch kostete ihn eine Menge Geld, das er nach Anweisung des Telephonisten einwarf, als ob er solche Gespräche jeden Tag zu führen gewohnt sei. Ich war um diese Zeit in der Eckbar und aß eine Bananen-Eis-creme mit gemahlenden Nüssen. Als er die Telephonkabine verließ, sah er mich beim Soda-ausschank diese Modespeise essen. „Hallo, Willi“, sagte er. Er wußte, daß ich nicht Willi heiße – er liebte es eben, mich so zu nennen. Er setzte sich neben mich auf einen Schemel. „Geben Sie mir das gleiche“, sagte er zum Mädchen am Soda-ausschank. „Das mit Ihrem Tier tut mir wirklich leid“, sagte ich. „In dieser Welt ist für ein Tier kein Platz“, sagte er. „Was für ein Auto soll ich kaufen?“ „Wollen Sie ein Auto kaufen?“ sagte ich. „Ich habe es mir jetzt während einiger Minuten überlegt“, sagte er. „Ich habe nicht gewußt, daß Sie überhaupt Geld haben“, sagte ich. „Ich glaubte, Sie seien arm.“ „Diesen Eindruck mache ich den Leuten“, sagte er. „Ich mache ihnen auch den Eindruck, daß ich verrückt bin.“ „Mir haben Sie diesen Eindruck nicht gemacht“, sagte ich, „aber ich habe Sie auch nicht für reich gehalten.“ „Nun, ich bin's“, sagte der Indianer. „Ich wollte, ich wäre reich“, sagte ich. „Wozu?“ sagte er. „Seit drei Jahren möchte ich bei Mendota im Ruderboot fischen gehen“, sagte ich. „Ich brauchte dazu eine Ausrüstung und irgend etwas wie ein Auto, um dorthin zu gelangen.“ „Kannst du Auto fahren?“ sagte der Indianer. „Ich kann mit allem fahren“, sagte ich. „Bist du je Auto gefahren?“ sagte er. „Bis jetzt noch nicht“, sagte ich. „Bis jetzt habe ich kein Auto zu fahren gehabt, und es ist gegen meine Familienreligion, ein Auto zu stehlen.“ „Willst du damit sagen, daß du glaubst, du könntest in ein Auto einsteigen und losfahren?“ sagte er. „Allerdings“, sagte ich. „Erinnerst du dich, was ich dir auf der Treppe der Volksbibliothek neulich am Abend erzählt habe?“ sagte er. „Sie meinen wegen dem Maschinenzeitalter?“ sagte ich. „Ja“, sagte er. „Ich erinnere mich“, sagte ich. „Also gut“, sagte er. „Die Indianer werden mit einem Instinkt fürs Reiten, Rudern, Jagen, Fischen und Schwimmen geboren. Die Amerikaner werden mit einem Instinkt fürs Herumspielen mit Maschinen geboren.“ „Ich bin kein Amerikaner“, sagte ich. „Das weiß ich“, sagte der Indianer. „Du bist ein Armenier, der in Amerika geboren ist. Du bist vierzehn Jahre alt und weißt bereits, daß du imstande sein wirst, Auto zu fahren im Augenblick, da du in eines hineinsitzest. Du bist ein typischer Amerikaner, obwohl deine Hautfarbe wie meine dunkel ist.“ „Einen Wagen lenken ist kein Kunststück“, sagte ich. „Es ist nichts Besonderes. Es ist leichter, als auf einem Esel zu reiten.“ „Nun ja“, sagte der Indianer. „Es ist, wie du sagst. Wenn ich die Straße da weiter gehe und ein Auto kaufe, willst du dann für mich fahren?“ „Selbstverständlich“, sagte ich. „Was für ein Auto rätst du mir zu kaufen?“ „Wie wär's mit einem Ford-Tourenwagen?“ sagte ich. „Ist das der beste Wagen?“ sagte er.

„Wollen Sie den besten“, sagte ich. „Sollte ich nicht den besten nehmen?“ sagte er. „Ich weiß nicht“, sagte ich. „Der beste kostet eine Menge Geld.“ „Welches ist der beste?“ sagte er. „Nun, die einen halten den Cadillac für den besten, andere schätzen den Packard“, sagte ich. „Sie sind beide ziemlich gut. Ich könnte nicht sagen, welches der beste ist. Der Packard sieht sehr schön aus, wenn er auf der Landstraße dahinfährt, aber auch der Cadillac sieht gut aus. Ich habe mir eine Menge solcher Wagen angeschaut, wenn sie auf der Landstraße dahinfahren.“ „Was kostet ein Packard?“ sagte er. „An die dreitausend Dollar“, sagte ich. „Vielleicht auch etwas mehr.“ „Können wir sofort einen bekommen?“ sagte er. Ich glitt vom Schemel herab. Es klang, als sei er verrückt. Und doch wußte ich, daß er es nicht war. „Hören Sie, Mister Lokomotive, wollen Sie wirklich auf der Stelle einen Packard kaufen?“ sagte ich. „Mein Tier ist, wie du weißt, vor wenigen Minuten eingegangen“, sagte er. „Ich war dabei, wie es geschah“, sagte ich. „Sie kommen wahrscheinlich jetzt jeden Augenblick, um sie zu verhaften, weil sie das Tier auf der Straße liegengelassen haben.“ „Sie werden nicht verhaften“, sagte er. „Sie werden es gewiß tun, wenn es ein Gesetz gibt, das verbietet, einen toten Esel auf der Straße liegen zu lassen“, sagte ich. „Nein, sie werden es nicht tun“, sagte er. „Warum nicht?“ sagte ich. „Sie werden es nicht tun, wenn ich ihnen einige Papiere vorweise, die ich immer bei mir trage“, sagte er. „Die Leute in diesem Lande haben einen Mordsrespekt vor dem Geld, und ich habe eine Menge Geld.“ Am Ende ist er doch verrückt, dachte ich mir. „Wo haben Sie all das Geld her?“ sagte ich. „Ich besitze etwas Land in Oklahoma“, sagte er. „Etwa fünftausend Morgen.“ „Ist das etwas wert?“ sagte ich. „Nein, bis auf zwanzig Morgen ist alles wertlos“, sagte er. „Auf diesen zwanzig Morgen befinden sich einige Ölquellen, die meinem Bruder und mir gehören.“ „Ah so“, sagte ich. „In diesem Fall wird man Sie wohl wegen des toten Esels nicht belästigen.“ „Man wird mich überhaupt wegen nichts belästigen“, sagte er. „Nicht weil ich Geld habe. Sondern weil man mich für verrückt hält. Außer dir weiß in dieser Stadt niemand, daß ich Geld habe. Weißt du, wo wir so ein Auto gleich bekommen können?“ „Die Packard-Vertretung ist am Broadway oben, zwei Blocks weiter als die Volksbibliothek“, sagte ich.

„Schön, wenn es dir sicher nichts ausmacht, für mich zu fahren, so wollen wir einen kaufen gehen“, sagte er. „Einen in leuchtender Farbe. Rot, wenn sie einen roten haben. Wo möchtest du zuerst gerne hinfahren?“ „Hätten Sie Lust nach Mendota zu fahren, zum Fischen?“ sagte ich. „Ich fahre hin“, sagte er. „Ich werde dir beim Fischen zuschauen. Wo können wir für dich eine Ausrüstung beschaffen?“ „Gleich um die Ecke, bei Homan“, sagte ich. Wir gingen um die Ecke zu Homan, und der Indianer kaufte mir für siebenundzwanzig Dollar eine Fischerausrüstung. Dann gingen wir zur Packard-Vertretung am Broadway. Einen roten Packard hatten sie nicht, aber es war dort ein schöner grüner Wagen. Er war hellgrün, in einer Farbe wie junges Gras. Das war damals im Jahre 1922. Der Wagen war ein schönes Sportmodell. „Glaubst du, daß du mit diesem großen, schweren Wagen fahren kannst?“ sagte der Indianer. „Ich weiß, daß ich damit fahren kann“, sagte ich. Die Polizei fand uns in der Packard-Vertretung und wollte den Indianer verhaften, weil er den toten Esel auf der Straße liegengelassen hatte. Er wies ihnen die Papiere vor, von denen er mir erzählt hatte, und die Polizei entschuldigte sich und ging weg. Sie sagten, sie hätten das Tier weggeschafft, und sie bedauerten, ihn deswegen belästigt zu haben. „Es ist durchaus keine Belästigung“, sagte er. Er wandte sich zum Geschäftsführer der Packard-Vertretung, Jim Lewis, der bei jeder Bürgermeisterwahl zu kandidieren pflegte. „Ich nehme diesen Wagen“, sagte er. „Ich werde sogleich die Papiere ausfertigen“, sagte Jim. „Welche Papiere?“ sagte der Indianer. „Ich bezahle den Wagen gleich.“ „Sie wollen sagen, daß sie dreitausendzweihundertundsiebzig Dollar fünfundsechzig Cent bar bezahlen wollen?“ sagte Jim. „Ja“, sagte der Indianer. „Er ist doch fahrbereit, nicht wahr?“ „Natürlich“, sagte Jim. „Ich lasse ihn durch meine Leute noch sauberwischen. Ich lasse auch den Motor prüfen und den Benzintank füllen. Die Sache wird nicht mehr als zehn Minuten in Anspruch nehmen. Darf ich Sie in mein Büro bitten, ich werde dann gleich den Kaufvertrag in Ordnung bringen.“ Jim und der Indianer traten in Jims Büro. Nach ungefähr drei Minuten trat Jim zu mir heraus, bis ins Innerste erschüttert. „Aram, wer ist dieser Bursche?“ sagte er. „Ich dachte, er ist ein Aufschneider. Ich bat Johnny, bei der Pacific-Southwest anzurufen, und sie sagten ihm dort, sein Bankkonto werde irgendwoher aus Oklahoma überwiesen. Sie sagten, sein Konto betrage etwas über eine Million Dollar. Ich hielt ihn für einen Aufschneider. Kennst du ihn?“





„Er sagte mir, er heiße Lokomotive 38“, sagte ich.

„Das ist kein Name.“

„Das ist die Übersetzung seines Indianerstammes“, sagte Jim. „Seinen vollen Namen haben wir im Vertrag stehen. Kennst du ihn?“

„Ich sprach mit ihm jeden Tag, seit er auf jenem Esel, der heute morgen verendete, in die Stadt geritten kam“, sagte ich. „Aber ich wäre nie darauf gekommen, daß er überhaupt Geld hat.“

„Er sagt, du werdest für ihn fahren“, sagte Jim. „Junge, bist du denn sicher, daß du einen so großen schweren Wagen lenken kannst?“

„Jetzt hören Sie Mister Lewis“, sagte ich. „Versuchen Sie nicht, mich um die Gelegenheit meines ganzen Lebens zu bringen. Ich kann mit diesem großen Packard so gut wie irgendeiner in der Stadt fahren.“

„Ich will dich um gar nichts bringen“, sagte Jim. „Ich möchte nur nicht, daß du beim Hinaussteuern hier sechs oder sieben ahnungslose Leute überführt und womöglich den Wagen zerschmeiest. Setz dich in den Wagen, und ich gebe dir einige Winke. Weißt du etwas vom Schalthebel?“

„Ich weiß überhaupt noch gar nichts“, sagte ich. „Aber ich werde es bald heraushaben.“

„Sehr gut“, sagte Jim. „Ich will dir bloß dabei helfen.“

Ich setzte mich ans Lenkrad. Jim setzte sich neben mich.

„Von jetzt ab sollst du mich als deinen Freund betrachten, mein Junge, der dir sein Hemd vom Leibe wegschenkt“, sagte er. „Ich möchte dir danken, daß du mir diesen trefflichen indianischen Gentleman hergebracht hast.“

„Er sagte mir, daß er den besten Wagen haben wolle, den es auf dem Markt gibt“, sagte ich. „Sie wissen, ich brannte immer darauf, einen Packard zu fahren. Also, wie stelle ich das an?“

„Das wollen wir nun sehen“, sagte Jim.

Er schaute auf meine Füße.

„Gott, mein Junge, deine Füße reichen nicht bis an die Pedale“, sagte er.

„Das macht nichts“, sagte ich. „Erklären Sie mir nur den Schalthebel.“

Jim erklärte mir alles, während die Burschen den Wagen blankwischten, den Motor überholten und den Benzintank fllten. Als der Indianer herauskam und sich in den Wagen setzte – ich bat ihn, hinten im Wagen Platz zu nehmen –, hatte ich den Motor bereits angelassen.

„Er sagt, er könne fahren“, sagte der Indianer zu Jim Lewis.

„Aus Instinkt. Ich glaube es ihm auch.“

„Wegen Aram brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen“, sagte Jim. „Er kann fahren. Jungens, macht Platz“, rief er. „Macht soviel Platz wie möglich.“

Ich drehte den großen Wagen langsam herum, schaltete und schoß mit etwa fünfzig Meilen Stundengeschwindigkeit aus dem Stand heraus, während Jim Lewis dem Wagen nachrief und schrie: „Nimm's ruhig, mein Sohn. Gib erst Gas, wenn du auf der Landstraße draußen bist. In der Stadt darfst du nicht mehr als fünfundzwanzig Meilen in der Stunde fahren.“ Der Indianer blieb ganz ruhig, obwohl ich ihn tüchtig herum-schüttelte.

Ich tat es allerdings nicht absichtlich. Ich war nur mit dem Funktionieren des Automobils nicht ganz vertraut.

„Du führt ausgezeichnet, Willi“, sagte er. „Ich habe recht gehabt. Du bist ein Amerikaner. Du bist mit einem Instinkt für solche seltsamen mechanischen Dinge geboren.“

„In einer Stunde sind wir in Mendota“, sagte ich. „Dort werden Sie ein großartiges Fisches erleben.“

„Wie weit ist's bis Mendota?“ sagte der Indianer.

„Neunzig Meilen ungefähr“, sagte ich.

„Neunzig Meilen kann man nicht in einer Stunde machen“, sagte der Indianer. „Mach's in zwei Stunden. Wir fahren durch allerlei interessante Gegenden, ich würde sie gern etwas näher betrachten.“

So kamen wir nach einer Stunde und siebzehn Minuten in Mendota an. Ich steuerte den Wagen geradeaus dem Flußufer zu. Der Indianer fragte mich, ob ich wisse, wie man das Verdeck aufmache, so daß er im offenen Wagen sitzen und mir beim Fischen zuschauen könne. Ich hatte keine Ahnung, wie das Verdeck aufzumachen sei, aber ich machte es auf. Ich brauchte dazu zwanzig Minuten.

Ich fischte etwa drei Stunden lang, fiel zweimal in den Fluß und zog schließlich einen kleinen Fisch heraus.

„Vom Fischen verstehst du rein gar nichts“, sagte der Indianer.

„Was mache ich falsch?“ sagte ich.

„Alles“, sagte er. „Hast du früher je gefischt?“

„Nein“, sagte ich.

„Das habe ich mir gedacht“, sagte er.

„Was mache ich falsch?“ sagte ich.

„Nun, im einzelnen nichts“, sagte er, „aber du fischst ungefähr so, wie du mit dem Auto rast.“

„Ist das falsch?“ sagte ich.

„Falsch gerade nicht“, sagte er, „außer, daß es dich daran hindert, etwas zu fangen, das der Rede wert wäre, und daß du immer wieder in den Fluß fllst.“

„Ich falle nicht hinein“, sagte ich. „Sie ziehen mich hinein. Sie haben eine schreckliche Zugkraft. Auch ist das Gras so furchtbar schläfrig. Man kann sich hier herum nirgends festhalten.“

Ich haspelte noch einen kleinen Fisch heran und fragte ihn dann, ob er gerne nach Hause zurückkehren möchte. Wenn ich auch heim wolle, sagte er, sei es ihm recht; ich versorgte daher das Fischzeug und die beiden Fische und setzte mich in den Wagen und fuhr nach der Stadt zurück.

Ich lenkte diesen großen Packard für den Ojibway-Indianer Lokomotive 38 während der ganzen Zeit, da er in der Stadt wohnte, das heißt während des ganzen Sommers. Er wohnte all die Zeit im Hotel. Ich versuchte ihm das Fahren beizubringen, er aber sagte, das komme nicht in Frage. Ich fuhr in jenem Sommer mit dem Packard überall in San-Joaquin-Tale herum, mit dem Indianer hinten im Wagen, acht oder neun Stück Kaugummi kauend. Er hieß mich überall hinfahren, wohin es mich gelüstete; so fuhr ich entweder am eine Stelle, wo ich fischen, oder an einem Ort, wo ich jagen konnte. Er behauptete, ich hätte weder vom Fischen noch vom Jagen die leiseste Ahnung, aber er freute sich, mir bei meinen Versuchen zuzuschauen. Solange ich ihn kannte, lachte er nie, mit einer einzigen Ausnahme. Das war, als ich mit einer Grokaliberflinte, die einen fürchterlichen Rückstoß hatte, nach einem Kaninchenmnnchen schoß und eine Krähe tötete. Er versicherte mir die ganze Zeit, daß sei meine Durchschnittsleistung. Auf ein Kaninchenmnnchen schießen und eine Krähe treffen.

„Du bist ein Amerikaner“, sagte er. „Schau, wie du mit diesem mächtigen Wagen fertig geworden bist.“

An einem Novembertag jenes Jahres kam sein Bruder aus Oklahoma in die Stadt, und am nächsten Tag, als ich ihn im Hotel abholen wollte, sagten sie mir, er sei mit seinem Bruder nach Oklahoma zurückgekehrt.

„Wo ist der Packard?“ sagte ich.

„Den Packard nahmen sie mit“, sagte der Portier.

„Wer lenkte“, sagte ich.

„Der Indianer“, sagte der Portier.

„Beide sind Indianer“, sagte ich. „Welcher der Brüder lenkte den Wagen?“

„Der, welcher im Hotel wohnte“, sagte der Portier.

„Sind Sie sicher?“ sagte ich.

„Nun ich sah ihn vorne in den Wagen steigen und wegfahren“, sagte der Portier. „Mehr weiß ich nicht.“

„Wollen Sie damit sagen, daß er den Schalthebel zu bedienen wußte?“ sagte ich.

„Es sah so aus, als verstehe er's“, sagte der Portier. „Er kam mir wie ein erfahrener Autolenker vor.“

„Danke sehr“, sagte ich.

Auf dem Heimweg überlegte ich mir's. Er hatte mich eben glauben machen wollen, er könne nicht fahren, damit ich die ganze Zeit fahren und daran Spaß haben könne. Er war einfach ein junger Mann, der auf einem Esel in die Stadt geritten kam, sich tödlich langweilte oder so etwas, und der die Gelegenheit ergriff, sich von einem kleinen Stadtjungen unterhalten zu lassen, der sich auch zu Tode langweilte. Ich konnte es mir auf diese Weise erklären, es sei denn, ich hätte die allgemeine Meinung teilen sollen, daß er verrückt war.

Aus dem Amerikanischen
von Hans Zbinden

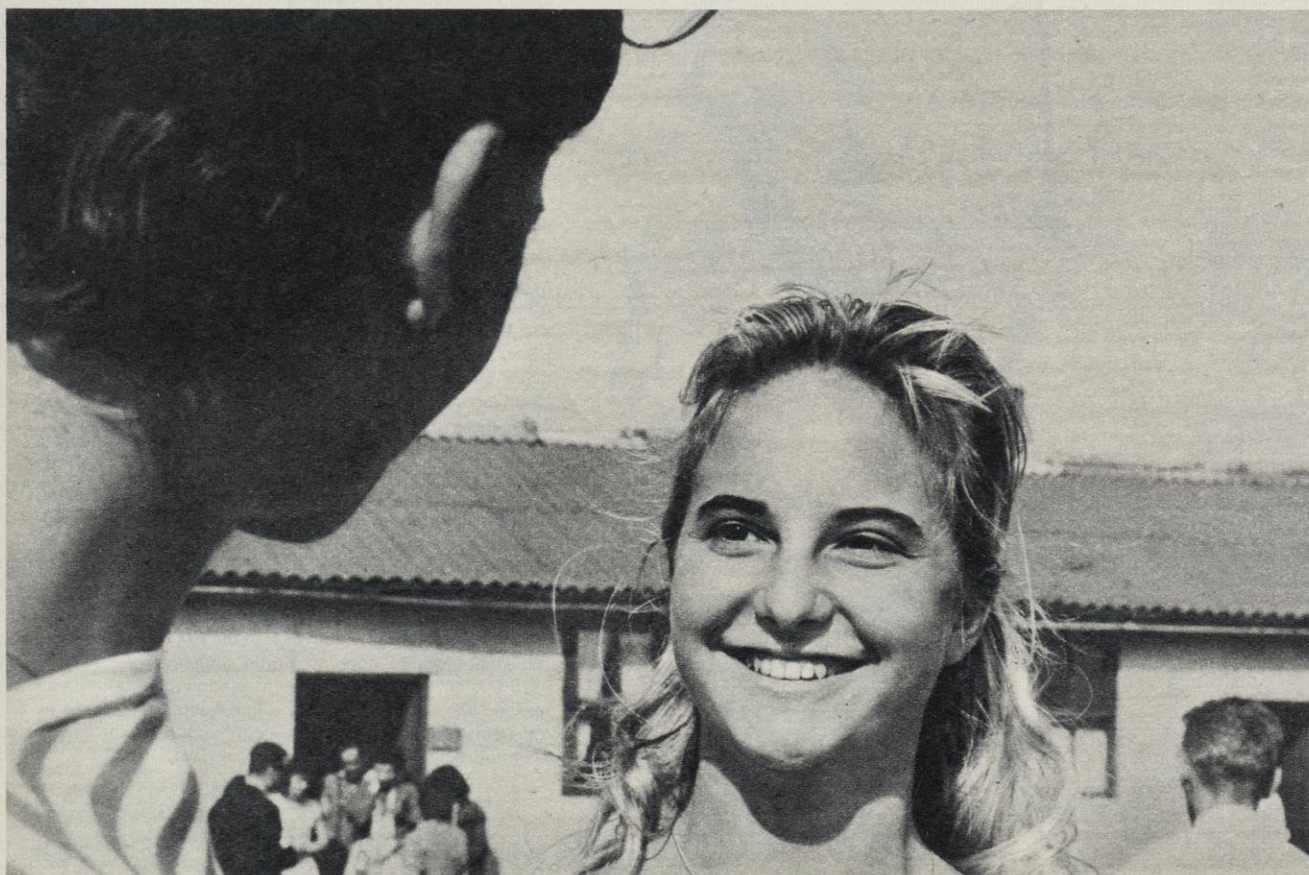


◀ Aus dem ungarischen Film „Wer hält länger durch“

Ein Treffpunkt der Jugend

XI. Internationale Filmwoche Mannheim

Aus dem belgischen Film „Die Kinder der Borinage“



Wie im vergangenen Jahr, so trug auch diesmal die Mannheimer Filmwoche deutlich den Stempel der jungen Generation. Sowohl auf der Leinwand, wie im Publikum überwiegen die jungen Gesichter. Filme junger Autoren und Regisseure bildeten den Schwerpunkt des Programms. In einer Tagung mit internationaler Zusammensetzung beschäftigten sich die Pädagogen wieder mit Problemen der Filmerziehung, und in einem Podiumsgespräch mußten junge Filmleute aus der Bundesrepublik Rede und Antwort stehen. Die Veranstalter gaben der Filmwoche das Grundthema „Der Mensch in unserer Zeit“, und es lohnte sich, mitzuerleben, wie die meist jungen Filmgestalter aus 19 Ländern in West und Ost den Menschen unserer Zeit dokumentarisch zu porträtieren versuchten.

Zeitkritik

Nur in einigen Arbeiten der „Gruppe junger deutscher Film“, die zum Jahresanfang mit ihrem Oberhausener Manifest („Papass Kino ist tot“) an die Öffentlichkeit getreten war, spürte man die Lust zum kritischen Blick auf unsere bundesdeutsche Wirklichkeit. Peter Schamoni attackierte unter dem Titel „Die Teutonen kommen“ die deutschen Touristen-Armeen, und Wolfgang Urchs wollte mit seinem Zeichenfilm „Das Unkraut“ die Gleichgültigen aufrütteln, die gelangweilt zuschauen, während mitten unter uns so manche übelriechende Pflanze schon wieder üppig zu wuchern begonnen hat.

Als die Mutigsten unter den jungen deutschen Filmern erwiesen sich erneut Hans-Rolf Strobel und Heinz Tichawsky. In ihrem Fernsehfilm „Die Zukunft wird schon verbaut“ versuchten sie am Beispiel der Stadt München nachzuweisen, daß unsere Städteplaner in der Frosch-Perspektive leben. Diese beiden Kritiker meldeten sich noch ein zweites Mal zu Wort und vertraten in ihrer Reportage „Notabene Mezzogiorno“ den Standpunkt, daß die Sozialreformen der italienischen Regierung versagen müssen, solange die Positionen der Mächtigen unangetastet bleiben.

Der Belgier Paul Meyer beschrieb in seinem Dokumentarfilm „Schon fliegt die magere Blume davon“ das düstere Dasein der italienischen Arbeiterfamilien, die im belgischen Kohlenrevier des Borinage jenes Existenzminimum suchen, das ihr Vaterland ihnen verweigert. Auch ein Italiener nahm Stellung zur Lage der Jugend seines Landes. Ugo Gregoretti zeichnete in seinem Film „Die neuen Engel“ das Bild einer Generation, die von den traditionellen Mächten im Staate nichts mehr erwartet. Kirche und Parteien scheinen ihren Einfluß auf die Jugend verloren zu haben. Diese hat offenbar nur noch ein Ziel vor Augen: Wohlstand. Wer ihn bietet, den wird sie gewähren lassen. Käme noch einmal ein „Marsch auf Rom“, so würde er nicht wie 1922 zu Fuß, sondern motorisiert stattfinden. Was hätte sich geändert?

Susumu Hani aus Japan schildert in seinem Film „Böse Buben“ den Weg eines Straffälligen durch alle Stadien eines Jugendgefängnisses. Am Tage seiner Entlassung fühlt sich der junge Mann geheilt. Was ihm die Freiheit vorenthielt, das schenkte man ihm hinter Gittern. Wäre die Gesellschaft auf ihre Art so gut wie ihre Mustergefängnisse es zu sein scheinen, so hätten diese Anstalten wohl ihre Daseinsberechtigung weitgehend verloren. Mit seinem Film „Dilemma“ lieferte der Däne Henning Carlsen wohl den besten zeitkritischen Beitrag in Mannheim. Ein junger Engländer versucht in Südafrika auf zwei Schultern zu tragen. Er will es weder mit den Weißen, noch mit den Schwarzen verderben. Das ist ein ganz normaler menschlicher Standpunkt, der aber leider im Lande der Apartheid scheitern muß. Toby Hood, der junge Mann aus London, muß erkennen, daß er Partei ergreifen muß, wenn er vor sich selbst und der Welt in Achtung und Würde bestehen will. Dieser Film begnügt sich nicht mit der Beschreibung eines Dilemmas, sondern er drängt uns auf die Suche nach einem Ausweg.

Neue Filme

Besprochen von Hans Plück

Das Ruhekissen
Columbia-Verleih

Ort und Zeit der Handlung: ein Bett im 20. Jahrhundert.

Zwischendurch und nebenher: Zimmer, Restaurants, Straßen und Schlösser. In ersterem tummeln sich Robert Hossein und Brigitte Bardot, nach literarischem Vorbild, bis an die Grenzen des Filmelauten und manchmal auch ein wenig darüber hinaus, in letzteren erörtern sie allein oder mit Freunden ihre verzwickten Seelenzustände. Beides gleichermaßen endlos lang und ermüdend, auch und im besonderen für den Zuschauer.

Regisseur Roger Vadim versuchte wieder einmal einen Roman ins Filmische umzusetzen – diesmal Christiane Rocheforts gleichnamige Geschichte vom Verfallensein einer jungen Bürgerlichen an einen intellektuellen Zyniker. Der geschulte Kinogeist weiß, wie das naturgemäß ausgeht. Zum oft erprobten Bardot-Strip-tease gesellt sich bald ein Bardot-Seelen-Strip-tease. Pseudo-Psychologie und Pseudo-Philosophie werden groß geschrieben, und auch sonst geht es recht unerquicklich zu. Untermalt wird das Ganze streckenweise von klassischer Musik. Da lernt man selbst seine Klassiker hassen. Und die können doch wirklich nichts dafür.

So ist denn selbst der Anspruchsloseste froh, wenn die Sache – bemerkenswert kitschig jetzt schon – in ein unerwartet glückliches Ende einmündet. Er hätte es nicht lange mehr ausgehalten. Es sei denn, er wäre schon vorher eingeschlafen.

Julia, du bist zauberhaft
Verleih: Constantin-Film

Ein Wunder – so haben sich die geübten Kinogänger allerorten zugehört – ein Wunder, daß dieser „Maugham“ erst jetzt verfilmt wurde. Und wirklich, die im Aufspüren publikumswirksamer Sujets ansonsten rührige Filmindustrie hat bei diesem „Maugham“, W. S. Maughams Roman „Theater“, 1937 veröffentlicht und seither noch immer stark gefragt, späte, sehr späte, dafür aber um so bessere Arbeit geleistet. Denn unter Alfred Weidemanns Regie wurde die literarische Vorlage zu einer rundum gelungenen Filmkomödie.

Über den Abgrund der Tragödie um die Irrungen und Wirrungen einer alternden Diva hat Weidemann mit scheinbar leichter Hand einen in allen Farben bester abendländischer Komödien-tradition schillernden Bogen gespannt, der selten nur einen Herzschlag lang Durchblick in den angrenzenden Raum der Tragödie gewährt. Und auf diesem Bogen nun vollführt Weidemann mit souveränen inszenatorischen Mitteln einen Balanceakt, den ihm so schnell keiner nachmacht.

Meisterhaft hat er sie ausgewogen, aufeinander abgestimmt und in einen dramaturgisch straffen Rahmen gefügt: geschmackvolle Situationskomik und kühlen Charme, Pariser Esprit und englisch-trockenen Humor, geistvolle Selbstironie und köstlich-weibliche Intrige, dezent stilisierte außereheliche Abenteuerlust und, happy-endlich, reife Selbstbesinnung.

Lilli Palmer als Julia ist wirklich zauberhaft. Sie zieht sämtliche Register ihres komödiantischen Könnens, zeigt die vielen Nuancen ihres weiblichen Charmes, wirft ihren Partnern (Charles Boyer, Jean Sorel) – wo sie sie leicht an die Wand spielen könnte – die Bälle zu, reißt sie mit und hat so schließlich keinen geringen Verdienst am brillanten Zusammenspiel.

Über Charles Regnier läßt sich, leider, wenig sagen. Seine Rolle war zu sehr Nebenrolle. Ein Film voll kleiner und großer Überraschungen, prächtig im Dialog, delikat in Darstellung und Fotografie, sicher in Regie und Schnitt geistig durchgeformt bis ins Detail, kurzum: Unterhaltung, wie sie anspruchsvoller kaum mehr geboten werden kann. Endlich – möchte man frohlocken – ein trefflicher deutscher Film. Leider nur: Er entstand in österreichisch-französischer Gemeinschaftsproduktion.

Das Gasthaus an der Themse
Verleih: Constantin-Film

Wer hinter diesem ausgefallenen Titel ein niges vermutete und sich trotz reichhaltigen und vielversprechenden Angebots an Filmen für diesen bundesdeutschen Streifen entschied, sollte auf seine Kosten kommen. Unter geschicktester Umgehung aller schon einmal dagewesener Spannungseffekte und Lustspielgags wird das gerade im deutschen Film wenig beheimatete Problem des kriminellen Pathologen mit dem hierzulande so oft bewiesenen guten Geschmack von Bildern von unbestechlicher Milieuscharfe und künstlerischer Eigenständigkeit gegessen.

Alfred Vohrer heißt der verantwortungsvolle Regisseur, der alteingesessene Kräfte von Bühne, Film und Fernsehquiz (Elisabeth Flickenschmidt, Richard Münch, Klaus Kinski, Joachim Fuchsberger u.a.m.) zu lebensnahem Spiel und ausgesuchten Dialogen anleitete.

Geistiger Urheber ist – laut Vorspann – ein schon verblichener englischer Autor, dem unsere Unterhaltungsindustrie in zwangloser Folge filmische Denkmäler setzt: Edgar Wallace.

So, Freunde, kann der deutsche Film gerettet werden!

Filmsplitter

Erfüllte Wünsche

Eine hübsche Idee hat der französische Produzent und Regisseur Denys de la Patelliere. Er plant einen Sketchfilm, in dessen einzelnen Episoden bekannte Filmdarsteller die Rollen verkörpern sollen, von denen sie ihr ganzes Leben träumten und die sie nie spielen durften. Das Projekt trägt den vorläufigen Obertitel „Erfüllte Wünsche geteilt durch fünf“.

„West Side Story“ und Berliner Ferienkinder

Unter dem Protektorat von Berlins Regierendem Bürgermeister Willy Brandt und Münchens Stadtoberhaupt Dr. Hans-Jochen Vogel fand vor einiger Zeit in Bayerns Metropole die Premiere des mit Oscars gespickten amerikanischen Films „West Side Story“ statt. Die Eintrittskarten wurden zu einem Preis von je 30 DM für die Premierenvorstellung verkauft. Der Erlös der Erstaufführung soll Berliner Ferienkindern zugute kommen.

Wie weiter berichtet wurde, hat man am Münchner Stachus einen elf Meter hohen Blumenturm errichtet. Was glauben Sie? Wie viele Kinder hätten wohl von den Kosten für diesen repräsentativen Reklameturm wie viele Tage Ferien in der Bundesrepublik verbringen können?



Aus dem polnischen Film „Der Zauberer“

Krieg

Vierzehn Filme des Mannheimer Programms kreisten um das Thema „Krieg“. Der Franzose Frédéric Rossif beschwor mit „Die Zeit des Gettos“ die Erinnerung an die Vernichtung der Warschauer Juden. Dieser Film war wohl das erschütterndste Dokument jener Art, das man bislang zu sehen bekam. Leider zeigten sich die deutschen Fernsehanstalten und Filmverleiher an diesem Werk bisher völlig desinteressiert. Der polnische Spielfilm „Allerseelen“ von Tadeusz Konwicki registriert die quälenden Gedanken ehemaliger Partisanen. Zwanzig Jahre haben nicht ausgereicht, um diese Erinnerungen zu tilgen. Ebenfalls aus Polen kamen die surrealistischen Kurzfilme „Ambulanz“ und „Der Zauberer“. Janusz Morgenstern befaßt sich mit der viehischen Ermordung jüdischer Kinder, und Tadeusz Makarczynski's „Zauberer“ prangert die Militarisierung der Jugend an. Ein Filmbericht über „Algerische Partisanen“ kam aus der Bundesrepublik und wäre ohne seinen recht einfältigen Kommentar ein durchaus achtbarer Film gewesen. „Wer hält länger durch?“ fragte Judit Vass aus Ungarn, und sie zeigte Kinder bei einem eigenartigen Spiel: Sie wetteifern, wer am längsten auf einem Bein zu stehen vermag, und auf ihren Gesichtern spiegelt sich dann plötzlich eine ganz neue Erkenntnis, als ein Beinamputierter vorbeigeht, Opfer eines grausamen Spiels, das die Erwachsenen miteinander treiben.

Liebe

Heiter durchzog dieses Thema den ersten Spielfilm des jungen Franzosen Jaques Rozier. Zwei junge Mädchen und ein junger Arbeiter machen gemeinsam Urlaub. Dies wird sehr realistisch geschildert, und gerade deshalb bleibt der Film ohne jede Grobheit. Der Einberufungsbefehl macht dem munteren Treiben dann ein jähes Ende, und man kann spüren, daß in den drei jungen Leuten eine tiefgreifende Veränderung stattgefunden hat. Sie wurden Erwachsene. Rodolfo Kuhn, der Regisseur des argentinischen Films „Die jungen Alten“ gehört zum Jahrgang 1934, und auch sein erster Spielfilm kreist um das Erwachsenwerden durch die Liebe: Man wird es, ohne sich dessen so recht bewußt zu sein. Des jungen Amerikaners Bert Brown kurzer Film „Vergißmeinnicht“ quält sich mit der enttäuschten Liebe, und an die fortgeschrittenen Anfänger auf diesem Gebiet wandte sich der tschechoslowakische Puppenfilm „Kurs für Ehemänner“. Der Ehemann: ein kleinbürgerlicher Familiendirektor. Die Frau: eine will-

kommene, aber unbeachtete Arbeitskraft. Das kann natürlich nicht gut ausgehen.

Jugendalltag

Zu diesem Thema meldeten sich unsere jungen deutschen Filmern mehrmals zu Wort. Leider hatten sie nicht viel zu sagen. Rob Houwer blieb gänzlich poesielos, als er in seinem Film „Der Schlüssel“ die Entdeckungsreise eines Jungen im leeren Schulgebäude zu beschreiben versuchte, und bei Walter Krüttner, der seinen Kurzfilm „Wünsche“ präsentierte, gewann man den Eindruck, daß er die obskuren Nachwuchs-Fangmethoden unserer Filmwirtschaft, die er vorgab, entlarven zu wollen, selbst doch zu sehr liebte. Ernst Dattler versuchte sich mit einer Analyse über den „Jahrgang 1942 – weiblich“, brachte aber nur die gleiche Oberflächlichkeit zustande, die aus den Aussagen der befragten Mädchen sprach. Unangenehm berührte die deutlich diffamierende Absicht dieses Films. Am Thema vorbei ging auch Hansgünther Heymes Kurzfilm „Die Prämie“, der den Facharbeiter gegen den Ungelehrten auszuspielen versucht. Dieses peinliche Unterfangen geriet zu einem schlechten Industriefilm, der hoffentlich bald in Vergessenheit gerät.

Diskussion

Unsere jungen „Rebellen“ trafen sich in Mannheim zu einer Podiumsdiskussion mit Professor Th. W. Adorno aus Frankfurt. Der Saal war überfüllt, denn viele wollten endlich hören, in welche Richtung die Rebellion unserer jungen Aufbegehrer erfolgen wird. Das Ergebnis stimmte traurig: Der „Gruppe junger deutscher Film“ fehlt bis jetzt noch der Kompaß. Vielleicht sind sie bei den Professoren auch an der falschen Adresse? – Vielleicht fänden sie bei der fortschrittlichen Jugend bessere Ratgeber? – Auf keinen Fall sollte man diese gutwillige Gruppe auslachen, helfen sollte man ihr, wirklich helfen.

Auch die pädagogischen Praktiker der Jugendfilmarbeit diskutierten international in Mannheim. Auch sie hoffen auf den „Neuen Film“ und glauben, daß ohne bessere Filme ihre Filmerzziehung auf die Dauer erfolglos bleiben muß. Wer genau hinhörte, konnte vernehmen, daß der Wunsch nach einem neuen Film in den Wunsch nach einer neuen Gesellschaft einmündete. Diese Ansicht setzt sich durch. Mannheim hat es gezeigt.

Herbert Stettner

Wenn sie alle Engel wären

Peter und Brigitte haben abgedankt. Vor zehn Jahren hielten sie die absolute Spitze in der Gunst junger Eltern. Wenn es heute gilt, einem neugeborenen Erdenbürger einen Namen zu geben, entschließt sich die Mehrzahl der Mütter und Väter für Erzengelnamen.

Michael steht hoch im Kurs. Bei den kleinen Mädchen führt Gabriele, das Gottesmädchen, die ihren Klang und ihr Prestige vom Erzengel Gabriel bezieht. Engel sind bekanntlich geschlechtslose Wesen. Als Statuen oder auf Gemälden tragen sie weibliche Züge. Ihre Namen sind dagegen männlich: Michael, Gabriel, Raphael und Uriel. Eltern von Töchtern müssen sich behelfen und ein E oder ein A anhängen.

In der Wiege sehen sie alle so lieb aus. Ihr sonniges Babyälcheln läßt Bedenken, die durchaus angebracht wären, bei ihren Erzeugern nicht aufkommen. Die Skepsis stellt sich erst später ein: an dem Tage, an dem die ursprünglich so optimistischen Eltern die erste Polizeistrafe für ihren lieben Michael bezahlen müssen; oder im Augenblick der bestürzenden Erkenntnis, daß die sitzsame Raphaela heimlich ein ausgedehntes Nachtleben führt.

Nomen ist nicht immer omen. Der Spruch reimt sich zwar, aber eine tiefere prognostische Bedeutung enthält er nicht. Weder entwickeln sich alle Michaels zu reinen Engeln noch ist die geringste Garantie gegeben, daß aus Klein-Siegfried später ein Supermann wird. In bestimmten Fällen ist diese abweichende Entwicklung geradezu ein Glück. Man male sich nur aus, in was für einer Welt wir lebten, wäre aus jedem kleinen Adolf der dreißiger Jahre wirklich der Typus geworden, den die zuständigen Erzeuger ursprünglich wohl im Auge hatten!

So kommt es, daß manch einer sich später mit einem Namen herumschleppt, der seiner äußeren Erscheinung ebenso hohnspricht wie seinem inneren Wesen.

Mickrige Gunther heiraten agnostische Christinen; ein Kerl mit Pratzenfäusten, auf den schönen Namen Johann Wolfgang hörend, dichtet Wasserleitungen; und eine Eva, die mit einer Allergie gegen Kernobst behaftet ist, fordert spöttische Bemerkungen ebenso heraus wie ein Elvis, der sich zu einem Konzertpianisten entwickelt hat.

Ich kenne eine Zigeunerfamilie. Es ist eine große Familie mit vielen Kindern. An ihren recht unterschiedlichen Vornamen kann man die Wanderzüge des Clans über ein halbes Jahrhundert verfolgen. Die Urgroßmutter heißt Elisabeth. Sie und ihr Franz Joseph sind noch in der Monarchie geboren. Es folgen eine Wanda, ein Stephan, ein Antonin, ein Imre und eine Boschena. Damals rollte der Planwagen durch die Nachfolgestaaten: von Böhmen nach Jugoslawien, von dort nach Ungarn und später wieder nach Böhmen. Der schwarz gelockte Siegfried entsproß einem kurzen Ausflug ins Sächsische, kurz nach dem Jahr 33. Später siedelte sich der Clan in Frankreich an, wo Jeanette und ihr Bruder Maurice zur Welt kamen. Und die Jüngsten, Mike und Jimmy, sind unverkennbar mit der Trockenmilch der amerikanischen Besatzungszone aufgezogen. Als ich sie das letztemal sah, waren sie vier und sechs Jahre alt. Inzwischen haben sie bestimmt selbst schon Kinder. Vielleicht einen kleinen Gabriel und eine süße Michaela.

Gerd Angermann

